

# Meine Lebensgeschichte (1. Teil)

## Erinnerungen an die südrussische Heimat

Von Gottlieb Schaad<sup>1</sup>

### Deutsche Siedlungsgebiete in Südrussland

*An dem Flüsschen Molotschnaja (Milchfluss), im Sprachgebrauch Molotschna genannt, das bei Tschernigow im Ekaterinoslawischen Gouvernement entspringt und in den Molotschnasee mündet, wurden unter Kaiser Alexander I. zu Beginn des 19. Jahrhunderts rund 90 deutsche Dörfer begründet, die zum Teil unmittelbar am Fluss, zum Teil in einer gewissen Entfernung von demselben gelegen sind.<sup>2</sup> Diese Dörfer – meistens Kolonien genannt – sind in administrativer Beziehung in drei Gebiete (Wolost) eingeteilt und von evangelischen, mennonitischen und katholischen Einwanderern aus Deutschland und deren Nachkommen bewohnt. Das Prischiber Gebiet umfasst 19 evangelische und acht katholische Dörfer, die alle rechtsseitig der Molotschna liegen. Der Sitz der Verwaltung des Gebiets und das Handelszentrum dieses nach ihm benannten Gebiets ist das unmittelbar am Fluss gelegene evangelische Dorf Prischib.*

### Auswanderung des Vaters aus Strümpfelbach

*Im Jahre 1842 wanderte mein Vater, Johann Gottlieb Schaad, aus Strümpfelbach im Oberamt Backnang als 18-jähriger gelernter Weber nach Südrussland aus<sup>3</sup> – und zwar hatte er Gelegenheit,*

*mit einem Herrn Maier, dem Großvater des uns allen bekannt gewesenen Lehrers Friedrich Maier, genannt Bulkemeier, mitzureisen, der mit seinem Fuhrwerk zu Besuch aus Prischib in seine württembergische Heimat zurückgekommen war. Mein Vater fand, nachdem er in Prischib angekommen war, Beschäftigung in der Willms'schen Spinnerei im nahegelegenen Dorf Halbstadt, das unmittelbar linksseitig der Molotschna gegenüber Prischib gelegen ist. Seine Beschäftigung in der Spinnerei war jedoch nur von kurzer Dauer, da die Spinnerei bald einging. Sie scheint an dortiger Stelle nicht lebensfähig gewesen zu sein. Anstelle der Spinnerei wurde in späteren Jahren in den Gebäuden eine Dampfmühle eingerichtet, die um die Jahrhundertwende zu einer der grössten Weizenmühlen der Gegend erweitert wurde.*

### Ausbildung und Hochzeiten des Vaters

*Da eine andere Gelegenheit, sich in der Weberei zu betätigen, nicht vorhanden war, so entschloss sich mein Vater, das Buchbinderhandwerk zu erlernen. Er trat in die Lehre bei dem Buchbindermeister W. F. Tobias Geyer in Prischib, beendete diese am 1. August 1844, blieb dann noch einige Zeit als Geselle bei Geyer, und als letzterer nach Halbstadt übersiedelte, verblieb mein Vater in Prischib und machte sich dort als Buchbinder selbstständig. Er verheiratete sich am 14. April 1848 mit Barbara Wied aus Mirau, einem Dorfe*

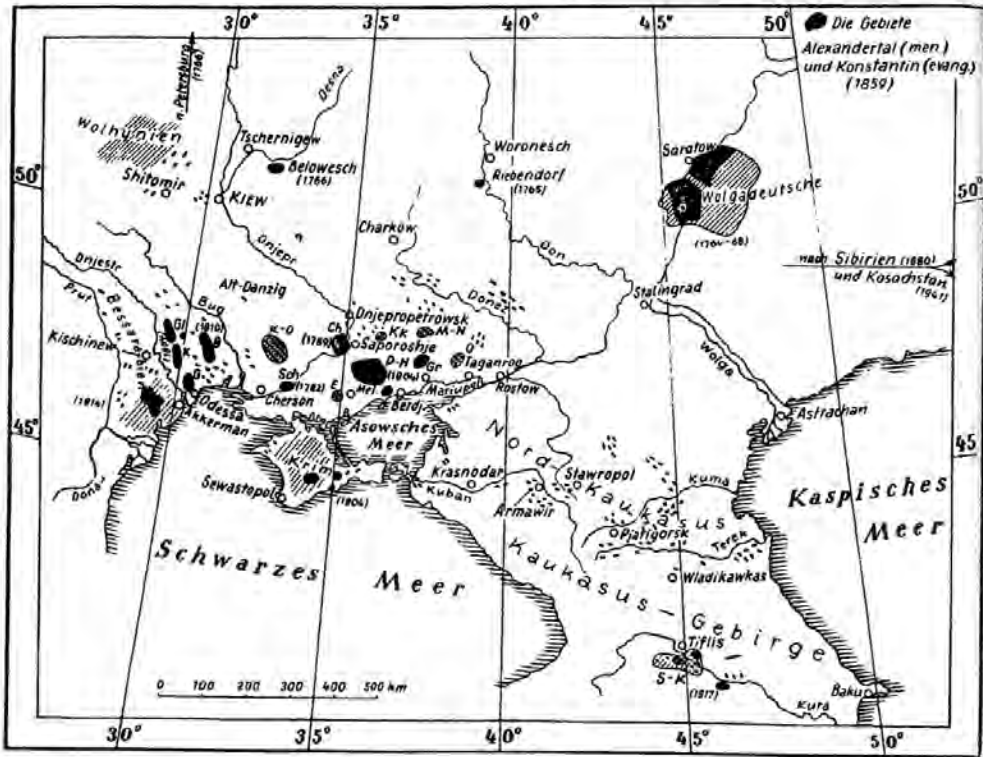
<sup>1</sup> Der Abdruck der Anfang der 1930er-Jahre verfassten Lebenserinnerungen von Gottlieb Schaad erfolgt mit freundlicher Genehmigung seiner Enkelin Christiane Lohkamp, Stuttgart – im Einvernehmen mit allen noch lebenden Enkeln.

<sup>2</sup> Zar Alexander I. (1777 bis 1825) war der Sohn des Zaren Paul I. (1754 bis 1801) und dessen zweiter Ehefrau Sophie Dorothee Prinzessin von Württemberg (1759 bis 1828). Er führte die Politik seiner Großmutter Katharina II. (1729 bis 1796) weiter, die bereits 1763 mit einem Einladungsmanifest vor allem deutsche Siedler ins Wolgagebiet und später ins Schwarzmeergebiet gelockt hatte. Vgl. dazu: Jakob Stach: Die deutschen Kolonien in Südrussland. Kulturgeschichtliche Studien und Bilder über das erste Jahrhundert ihres Bestehens, Prischib 1904, S. 5 bis 16. Die Abhandlung Stachs erschien im Verlag von Gottlieb Schaad anlässlich des 100. Gründungstags der deutschen Kolonien in Südrussland.

<sup>3</sup> Johann Gottlieb Schaad wurde am 13. Januar 1824 als Sohn von Johann Jakob Schaad und dessen Ehefrau Catharina geb. Layer in Strümpfelbach geboren. Gemeinderatsprotokoll Strümpfelbach 1836 bis 1850, Bl. 237. Sein Vater war von 1832 bis 1854 Schultheiß von Strümpfelbach. Werner Geier: Geschichte(n) von Strümpfelbach. Eine über 700 Jahre alte, ländliche Gemeinde, Backnang 2008, S. 174. Johann Gottlieb Schaad starb am 29. Januar 1882 in Prischib. Ahnenpass von Emilie Sofie Schaad.

# Übersichtskarte der deutschen Siedlungsgebiete in Russland

Bearb. v. Dr. K. Stumpp



**Erklärung der Zeichen und Abkürzungen:** Die geschlossenen Hauptsiedlungsgebiete sind schraffiert ( // = Mutter-, ● = Tochterkolonien) und mit Anfangsbuchstaben versehen, die in untenstehender Übersicht erläutert sind. Die Streusiedlungen sind nur mit kurzen Strichen angedeutet. Die Siedlungen bei Petersburg (Leningrad) und Sibirien konnten auf dieser Karte nicht berücksichtigt werden, ihre Lage ist mit Pfeilen angedeutet.

**Abkürzungen:** Mutterkolonien: G = Großliebentaler, K = Kutschurganer, B = Beresaner, Gl = Glückstaler, Ch = Chortitzauer, P-H = Prischib-Halbstädter, Sch = Schwedengebiet, Gr = Grunauer (Planerkolonien), S-K = Süd-Kaukasus.  
Tochterkolonien: K-O = Kronau-Orloffter, E = Eugenfeld-Darmstädter (Taurien), O = Ostheimer (Dongebiet), M-N = Memrik-New-Yorker, Kk = Kankriner (Schönfeld).  
Mel. = Melitopol, Berdj. = Berdjansk.

(1804) = ab 1804 angesiedelt

Übersichtskarte der deutschen Siedlungen in Russland. Die 1804 gegründete Kolonie Prischib-Halbstadt („P-H“) befand sich nordwestlich der Hafenstadt Berdjansk.

des Ludwigstaler Kirchspiels im Mariupoler Kreise. Seine Frau Barbara starb jedoch früh, am 25. März 1856. Zu der Zeit wohnte mein Vater im Hause Allgeier im Unterdorf neben dem Bauernhof des Adam Heinrich.

Die erwachsene Tochter Karoline des Adam Heinrich nahm sich freundschaftlich der kleinen mutterlosen Kinder in liebevoller Weise an. Diesem Umstand ist es wohl zuzuschreiben, dass sich zwischen meinem Vater und Karoline

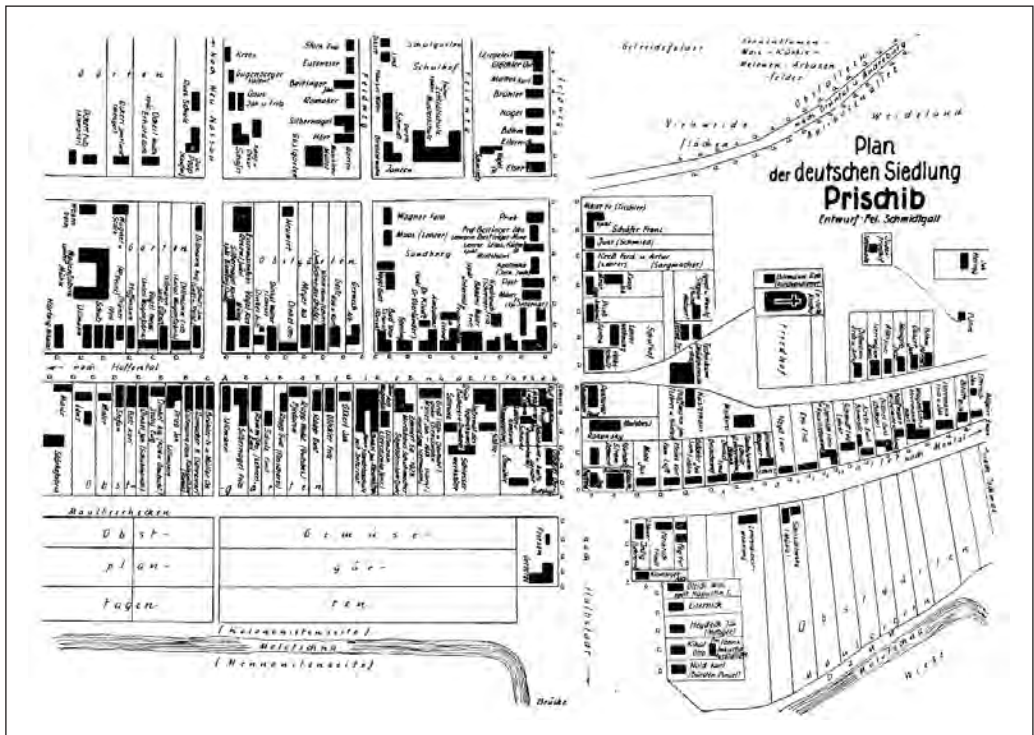
Heinrich ein Freundschaftsverhältnis entwickelte, das am 2. Mai 1857 zur Verhehlung führte.<sup>4</sup> Sie wurde meine Mutter und schenkte meinem Vater die stattliche Anzahl von zehn Kindern, unter welchen ein Zwillingsschwesternpaar war. Jedoch starb dies im Säuglingsalter.

Ich bin als zweitältestes Kind meiner Eltern im Hause Allgeier geboren.<sup>5</sup> Meine Mutter erzählte mir in späteren Jahren, dass ich als Säugling ein großer Schreihals war und ihr viel Mühe machte. Ich soll manchmal eine halbe Stunde lang geschrien haben, sodass sich meine Mutter keinen Rat mehr wusste, womit sie mich beruhigen sollte. Als ich wieder einmal so ungebärdig war, verlor meine Mutter die Geduld und warf mich im Unmut ziemlich unsanft auf ihr Bett. Es scheint,

dass ich schon damals gemerkt habe, dass meine Mutter eine energische Frau ist – denn: von Stund an hörte ich auf mit Schreien und war so artig, wie auch andere kleine Kinder sind.

## Kauf eines eigenen Hauses

Um diese Zeit kaufte mein Vater sich ein Haus mit Hofstelle und Garten des verstorbenen Arztes Dr. Herr, das im sogenannten Hinterdorf gelegen war. Dieser Dr. Herr muss ein ganz komischer Kauz gewesen sein, denn als er sich das Haus baute, beließ er die Giebelseiten zu den Nachbarhöfen rechts und links ohne Fenster, er wollte nicht, dass ihm jemand in die Stube hineinsehen



Ortsplan von Prischib. Der Plan zeigt die Ortschaft, bevor die Familie Schaad dort ansässig wurde. Das Gebäude der Familie Schaad dürfte sich an der Akazienallee Richtung Montal unterhalb des Friedhofs im Bereich der Molkerei befunden haben.

<sup>4</sup> Karoline Heinrich wurde am 30. September 1837 als Tochter des Adam Friedrich Heinrich und dessen Ehefrau Magdalene geb. Krämer in Prischib geboren. Sie starb am 8. Oktober 1893 in Prischib. Ebd.

<sup>5</sup> Gottlieb Schaad wurde am 28. Oktober 1859 in Prischib geboren. Ebd. Er starb am 13. Januar 1938 in Stuttgart-Plieningen. Auskunft von seiner Enkelin Christiane Lohkamp, Stuttgart.

könne. Dabei waren die Nachbarhäuser reichlich je 20 Meter von seinem Haus entfernt. Nun hatte er aber unter seinen Zechbrüdern – er soll ein sehr trinkfester „Herr“ gewesen sein – einige gerissene Spaßvögel, die ihm einen ganz eigenartigen Streich spielten. Als er nämlich einmal auf einige Wochen mit seiner Frau, einer geborenen Seitz, verreist war, ließen sie Maurer und Schreiner kommen, um angeblich im Auftrag von Dr. Herr auf jeder Giebelseite des Hauses ein Fenster einzubauen, was denn auch geschehen ist. Als er dann von der Reise zurückkehrte und sah, was geschehen war, soll er zuerst einen Mordsspektakel gemacht und geschimpft haben über die Lausbuben, die ihm den Streich gespielt hatten, hat sich dann aber doch dreingefunden und gute Miene von bösen Spiel gemacht. Das Schönste dabei war noch, dass er die Kosten selbst bezahlen musste, denn von seinen Zechkumpanen war nichts zu holen! Ich werde in einem späteren Teil meiner Niederschrift noch auf die Familie Dr. Herr zurückkommen, da wir in einem gewissen Verwandtschaftsverhältnis zu ihr standen.

Dies väterliche Haus, in dem alle nach mir geborenen Kinder meiner Eltern das Licht der Welt erblickten, und in dem später auch meine Kinder alle geboren sind, war für dörfliche Verhältnisse sehr gut und geräumig gebaut, hatte einen großen Hof mit Viehstall und Schuppen und, was die Hauptsache war, einen schönen etwa 400 Ar großen Obst- und Gemüsegarten, der unmittelbar an den Fluss Molotschna stieß. Mein Vater war ein großer Gartenfreund, er verbrachte jede freie Stunde seines Lebens im Garten, verstand sich auf Obst- und Weinbau und machte alle einschlägigen Gartenarbeiten selbst. Der Aufenthalt und die Beschäftigung in seinem Garten waren ihm die liebste und beste Erholung nach der beruflichen Arbeit. Er besuchte weder das Wirtshaus noch rauchte er oder spielte Karten zum Zeitvertreib. Meine Mutter war ihm eine ebenbürtige Weggenossin, auch sie war überaus arbeitsam und sehr anspruchslos. Sie verstand es mit wenigem hauszuhalten und half

meinem Vater auch bei seinen Gartenarbeiten, ja selbst – wenn Not am Mann war – auch in der Buchbinderei. So waren mir meine Eltern in ihrer Arbeitsamkeit und Bescheidenheit in allen Lebensansprüchen ein leuchtendes Vorbild. Von meiner frühesten Jugend an wurde auch ich zur Arbeitsamkeit und Bescheidenheit erzogen. Mein Vater sagte immer: „Man muss nie auf die Leute schauen, die mehr besitzen als man selbst hat, sondern immer auf die, die weniger besitzen, dann ist man zufrieden mit seinem Los.“

## Geprägt durch den württembergischen Pietismus

Mein Vater war von Haus aus zum Pietismus geneigt, welche Bewegung gerade zur Zeit seiner Auswanderung aus Deutschland in Württemberg sehr stark war. Als Pfarrer Wüst aus Deutschland nach Südrussland kam, und seinen Wirkungskreis namentlich in den schwäbischen Kolonien Neuhoffnung, Neuhoffnungstal, Neustuttgart und Rosenfeld bei Berdjansk suchte, da schloss sich mein Vater dieser religiösen Richtung auch an.<sup>6</sup> Da mein Großvater mütterlicherseits aus Neuhoffnung stammte und dort auch noch Verwandte lebten, so hatten meine Eltern ohnehin Beziehung zu jenen rein schwäbischen Dörfern. Wohl auf Veranlassung meines Vaters hielt Pfarrer Wüst dann auch in Prischib und anderen Dörfern an der Molotschna Andachten und Gebetsversammlungen. Trotzdem sich dieser religiösen Bewegung auch an der Molotschna eine Anzahl Anhänger angeschlossen hatte, konnte der Pietismus in den Molotschnaer Dörfern keinen festen Fuß fassen, jedenfalls war die Bewegung in den 1870er-Jahren bereits vollständig erloschen. Ich erinnere mich nur insoweit daran, als sowohl bei uns im Wohnzimmer wie bei einigen anderen befreundeten Familien das Bild des Pfarrers Wüst im Kinnbart und mit Brille an der Wand hing.

<sup>6</sup> Eduard Wüst (1818 bis 1859) wurde in Murrhardt geboren. 1844 war er Vikar in Rietenau (heutige Gemeinde Aspach), wo er mit dem radikalen Pietismus und den Ideen des schwäbischen Pietisten Johann Michael Hahn (1758 bis 1819) in Berührung kam. Wüst predigte bald auf den Hahn'schen Versammlungen in Rietenau, die daraufhin einen solchen Zulauf bekamen, dass schließlich die Amtskirche einschritt und Wüst noch 1844 aus seinem Amt entlassen wurde. Bernhard Trefz: Kirchliches Leben oder wie wurde für das Seelenheil der Rietenauer gesorgt? – In: 900 Jahre Rietenau. Eine Gemeinde, ihre Menschen, ihre Geschichte und ihre Geschichten. Ein Kalender für das Jahr 2003, Backnang 2003. 1845 wanderte Wüst ans Schwarze Meer aus und wurden in den dortigen deutschen Kolonien zum Begründer des sogenannten „Separatismus“, einer Variante des schwäbischen Pietismus und des russlanddeutschen Stundismus. Vgl. dazu: Abraham Kroeker: Eduard Wüst, der große Erweckungsprediger in den deutschen Kolonien Südrusslands, Leipzig 1903.



Das Bild des Erweckungspredigers Eduard Wüst (1818 bis 1859) hing auch im Wohnzimmer der Familie Schaad.

## Jugenderinnerungen

Aus meiner allerfrühesten Jugend kann ich mich heute nur an wenig erinnern. Am weitesten zurück in meine jüngsten Jahre greift wohl die Erinnerung an einen Tanzbären, der von einem wahrscheinlich rumänischen Zigeuner im Dorfe zur Schau herumgeführt wurde. Ich mag damals zwei bis drei Jahre alt gewesen sein, und es muss auf mich einen bedeutenden Eindruck gemacht haben, dass der Bärenführer den Bären, der an einer Kette geführt wurde, die an einem durch die Nase gezogenen eisernen Ring befestigt war, wenn er nicht auf Geheiß tanzen wollte, mit einem Stock geschlagen hat. Denn noch nach Jahren wurde ich von unserem Buchbindergesellen, Friedrich Ballreich, der mich damals auf dem Arm trug, damit ich den Bären gut sehen

konnte, gehänselt, indem er nachsprach, was ich damals den Eltern erzählt haben soll, als wir von der Bärenschau zurückkamen. Als ich gefragt wurde, was ich denn gesehen habe, soll ich geantwortet haben: „Is en Bä komme, de hat Släg kriegt, hat er dantzt, hat er g'feint!“ Dieser Ballreich war übrigens ein Original. Ich hatte ihn sehr gern. Er hat sich seinerzeit in Fürstenfeld in den Kotschuboyer Kolonien selbstständig gemacht und stand in späteren Jahren bis zu seinem Ableben auch noch mit mir in geschäftlicher Verbindung. Gleichzeitig mit ihm war auch Julius Schilling als Geselle bei uns. Beide hatten das Handwerk bei meinem Vater erlernt. Schilling heiratete später die jüngste Schwester meiner Mutter, Dorothea Heinrich, von uns Tante Dorle genannt. Schilling machte sich in Grunau, Mariupoler Kreis, selbstständig, stand mit uns in regem geschäftlichen Verkehr. Er übersiedelte später, etwa in den 1890er-Jahren ins Dongebiet, wo er im Dorf Ebenfeld eine schöne Wirtschaft mit 60 Dess.<sup>7</sup> Land besaß. Den Hausierbuchhandel – er verkaufte dabei auch andere Handelsartikel – hatte er nach seiner Übersiedlung eingestellt.

Noch eine Erinnerung aus den jüngsten Jahren – ich mag wohl etwa fünf Jahre alt gewesen sein – steht sehr lebhaft vor meinem geistigen Auge. Mein Großvater Adam Heinrich<sup>8</sup>, ein mittelgroßer, etwas hagerer Mann, der sehr bescheiden auftrat, besuchte uns öfters, namentlich winters. Er trug einen mit dunkelblauem Tuch bezogenen, an den Rändern mit schmalem Pelzbesatz aus Karakul verbrämten Schafspelz, der beiderseits schräg eingeschnittene Taschen hatte. In der rechten Tasche hatte er seine Pfeife – sofern sie nicht in Brand war – und in der linken Tasche brachte er gewöhnlich einen ansehnlichen Bratwurstzipfel für mich mit. Wenn nun der Großvater auf der Bildfläche erschien, so war mein Erstes, die linke Pelztasche zu visitieren und den Wurstzipfel aus ihr herauszuholen und schleunigst zu verzehren! Damals gab's nämlich noch keine Schokolade, womit heute die Kinder erfreut werden, aber ich kann wohl sagen, dass mir diese Bratwurstzipfel seinerzeit ein sehr willkommener Leckerbissen waren, und bei mir auch heute noch den Vorzug gegenüber Schokolade hätten.

<sup>7</sup> Die russische Maßeinheit Dessjatine war ungefähr gleichbedeutend mit 1,1 ha.

<sup>8</sup> Adam Friedrich Heinrich wurde am 24. November 1808 in Reichenberg/OA Backnang geboren. Er starb am 14. Juni 1867 in Prischib. Ahnenpass von Emilie Sofie Schaad.

## Schulzeit

*Fest im Gedächtnis blieb mir auch mein erster Schulgang, den ich mit meiner um anderthalb Jahre älteren Schwester Pauline im Alter von sieben Jahren antrat. Unsere Mutter begleitete uns ein Stück Wegs die Anhöhe hinauf; und als sie dann umkehrte und zum Hause zurückging, fing ich mächtig an zu heulen, womit ich erst aufhörte, als mir ein – vorsorglich mitgenommenes – Butterbrot in Aussicht gestellt wurde. Dass ich eine Schiefertafel trug, an der ein Schwamm an der Schnur hing, steht mir noch klar vor Augen. Unsere Dorfschule hatte damals, als ich sie besuchte, nur ein großes Klassenzimmer, in welchem 60 bis 80 Kinder in zwei Abteilungen unterrichtet wurden. Das Klassenzimmer hatte in der Mitte einen ziemlich geräumigen Gang, auf den links vom Lehrer stehenden Bänken saßen die Knaben, rechts die Mädchen. Die Lehrer waren Deutsche, und während meiner Dorfschulzeit wurde nur in deutscher Sprache Unterricht erteilt. Mein Hauptlehrer war Friedrich Blank, gebürtig aus Korntal in Württemberg. Er war auch mein Pate, Grund genug, um mich sehr liebevoll in seine schulmeisterliche Obhut zu nehmen.*

*Ich habe keine angenehmen Erinnerungen an diese Dorfschulzeit, die weiter nichts als ein Drill*

*und Auswendiglernen von Sprüchen und Gesangbuchliedern war. Wenig beliebt war auch das Auswendiglernen des Kleinen Katechismus. Denn wehe dem Sünder, der einmal eines der zehn Gebote oder einen Spruch nicht fehlerlos hersagen konnte. Da gab es Hiebe mit einem handfesten Stock, die waren nicht ohne. Ich konnte ein Lied davon singen, habe ich doch eine reichliche Anzahl davon zugeteilt erhalten; denn als Pate musste mein Lehrer doch ganz besonders auf meine gute Ausbildung und Erziehung achtgeben. Auch mit anderen Strafen wie Tatzen und Nachsitzen wurde ich reichlich bedacht. Gewiss hatte ich Strafen verdient, denn ich war keiner der bravsten Schüler, die immer steif wie die Orgelpfeifen dasaßen und immer alles mechanisch abhaspeln konnten. Als aber mein Lehrer und Pate mich eines schönen Tages wegen irgendeines „Vergehens“ mit zu sich nach Hause nahm und mich im Wohnzimmer, wo zu Mittag gegessen wurde, in die Ecke stellte, und da mit hungrigem Magen eine Stunde lang stehen ließ, um zuzusehen, bis alle gegessen hatten, da wurde ich von dieser erzieherischen Maßregel so verbittert, dass ich einen ordentlichen Hass gegen meinen Lehrer bekam. Nachdem alle gegessen hatten und der Tisch abgeräumt war, nahm er ein Blatt Papier, Tinte und Feder und*



*Ein typisches Haus der deutschen Kolonisten in Südrussland.*

*schrieb einen Zettel, den er mir übergab mit der Weisung, ihn meinem Vater abzugeben. Den Zettel gab ich meinem Vater nicht ab, denn das wusste ich, dass das Resultat eine gute Tracht Prügel gewesen wäre, da mein Vater sehr streng in solchen Sachen war. Aber ich hatte die Rechnung ohne meinen lieben Paten gemacht. Der erkundigte sich am nächsten Tage persönlich bei meinem Vater und erfuhr, dass ich den Zettel nicht abgegeben hatte. Die Folge davon war, dass ich nun doch die vermeintliche Prügel erhielt, nur wegen des doppelten Vergehens in vermehrter Auflage.*

*Mittlerweile war ich alt genug geworden, um in die Zentralschule eintreten zu können, was denn auch geschah, als ich elf Jahre alt war. Wenn ich nach dem Geschilderten an meine Dorfschulzeit auch wenig angenehme Erinnerungen habe, so habe ich doch Lesen und Schreiben gelernt, und Weihnachtslieder des Gesangbuches, die ich damals auswendig lernte, kann ich zum Teil auch heute noch.*

## Die Großeltern

*Außer meinen Großvater mütterlicherseits, Adam Heinrich, habe ich auch die Großmutter, Magdalene Krämer aus Altmontal, noch gut in Erinnerung.<sup>9</sup> Sie war eine mittelgroße untersetzte Frau, die sehr lieb zu uns Kindern war, sehr duld- sam und gutmütig dabei. Wenn ich manchmal, als ich schon in die Schule ging, die Großmutter besuchte, so war gewöhnlich das Erste, was sie tat, dass sie mich nach etwaigen „Schulgenossen“ auf dem Kopfe untersuchte. Und wenn sie dann mit dem dichten, feinen Beinkamm durch mein Haar strich und einen der Lausekerle erwischte hatte, was je und je der Fall war, dann war bald an einem knacksenden Ton zu hören, dass der Übeltäter ein schmachvolles Ende genommen hatte. Die Großmutter wurde 76 Jahre alt, während der Großvater schon im Jahre 1867 gestorben war. Im Hause meiner Großeltern lebte auch die Schwester des Großvaters, Witwe Gall, genannt Gallebas. Sie hatte bei meinem Großva-*

*ter das „Ausgeding“. Denn die großväterliche Wirtschaft gehörte ursprünglich dem Gall und wurde nach dessen Tode von meinem Großvater übernommen, da das Gall'sche Ehepaar kinderlos war. Diese Gallebase verbrachte die letzten Jahre ihres Lebens in meinem elterlichen Hause, sie starb hochbetagt.*

*Ich kannte auch noch meine Urgroßmutter Krämer, die Mutter der Großmutter Heinrich.<sup>10</sup> Ganz im Gegensatz zur Großmutter war die Urgroßmutter eine hohe, hagere Frau. Sie kam im hohen Alter von 83 Jahren hin und wieder noch zu Fuß von dem fünf Kilometer entfernten Altmontal nach Prischib. Bis zum 60. Jahre brauchte sie keine Brille zum Lesen, dann benutzte sie eine Brille etwa zwölf Jahre lang und konnte dann bis zu ihrem Lebensende wieder ohne Brille lesen. Sie starb im Alter von 84 Jahren. Zwei ihrer Söhne, die Brüder meiner Großmutter, kannte ich auch noch. Sie waren Bauern in Altmontal. Der ältere hieß Ludwig Krämer und war ein hoher, hagerer Mann. Er war verheiratet mit einer geborenen Hecht aus Altmontal. Zwei seiner Söhne, der älteste, Theodor, und der jüngste, Ludwig, wurden auch Bauern in Altmontal. Der mittlere Sohn Friedrich wurde Lehrer und lebte in Meschewaja im Jekaterinoslaw'schen Gouvernement. Der zweite Bruder der Großmutter hieß Johann Krämer, war gleichfalls groß von Wuchs und hatte auch eine ziemliche Leibesfülle. Dessen zwei Söhne Adrian und Johann wurden beide Lehrer. Ich war schon in jüngeren Jahren des Öfteren in Altmontal, später noch häufiger, da auch meine besten Schulkameraden aus der Zentralschulzeit, Wilhelm Reschke und Gustav Werner, von Altmontal waren und hierdurch noch mehr Anziehungspunkte für mich dort waren.*

## Höhere Schule

*Mit dem Eintritt in die Zentralschule begann für mich ein neuer Lebensabschnitt. In dieser Schule war alles ganz anders. Es waren zwei Lehrer da, ein Deutscher namens Dittrich, der deutsche Sprache, allgemeine Geschichte und Rech-*

<sup>9</sup> Magdalene Krämer wurde am 4. September 1817 in Altmontal bei Prischib geboren. Sie starb am 15. Mai 1893 in Prischib. Ebd.

<sup>10</sup> Christine Krämer geb. Stickel wurde am 12. Dezember 1797 geboren. Sie starb am 19. Februar 1881 in Altmontal bei Prischib. Ebd.

nen in deutscher Sprache unterrichtete, und ein Tscheche namens Urbanek, der die russische Sprache und russische Geschichte unterrichtete. Außerdem erteilte der örtliche Pastor Keuchel<sup>11</sup> Religionsunterricht für die evangelischen Schüler und der katholische Pater aus Heidelberg für die Katholiken. Auch hatten wir Gesangsunterricht, den mein alter Freund und Pate, Lehrer Blank von der Dorfschule, zweimal wöchentlich erteilte. Die Zentralschule, die von Johann Fein, dem Stammvater der Familie Falz-Fein, begründet wurde und für welche Fein die Hofstelle als auch das Haus darauf stiftete, hatte vornehmlich die Aufgabe Volksschullehrer und Schreiber für die deutschen Gemeinden auszubilden. Eine Anzahl der Schüler, Zöglinge genannt, die sich von vornherein den genannten Berufen widmen wollten, erhielten bei Mittellosigkeit Stipendien vom Gebietsamt für die Dauer ihrer Ausbildung in der Zentralschule. Die Annahme des Stipendiums verpflichtete die Zöglinge im Rayon des Prischiber und Eugenfelder Gebietes Küster-, Lehrer- oder Schreiberdienste zu tun. Zu meiner Zeit besuchte jedoch schon ein großer Teil der Schüler die Zentralschule zwecks allgemeiner Fortbildung ohne das Endziel, Lehrer zu werden. Die Schüler rekrutierten sich vornehmlich aus Bauernsöhnen der Dörfer des Prischiber und Eugenfelder Gebiets, es wurden aber auch Kinder aus anderen Gegenden und anderer Stände aufgenommen, auch Juden. Ich hatte zwei Mitschüler, die Juden waren.

Die Schule hatte zwei Klassen und wurde für gewöhnlich in drei bis vier Jahren absolviert. Ich besuchte diese Schule sehr gerne. Meine besten Schulkameraden waren die schon genannten W. Reschke und G. Werner aus Altmontal. Mein bester Schulkamerad aus der Dorfschule, Karl Glöckler, Sohn unseres Nachbarn über ein Haus, Johann Glöckler, erhielt seine weitere Ausbildung nicht in der Zentralschule, sondern kam auf das Gymnasium nach Kertsch, später Berdiansk. Wir blieben aber gute Kameraden und Freunde. Ich habe in meiner Jugend wohl kein Haus in Prischib so oft besucht als das Glöckler'sche. Und gerade mit diesem Kameraden habe ich die meisten Jugendfreuden und -torheiten geteilt und begangen. Wo irgendetwas los war, da waren wir

dabei, und oft ertönte das schrille Pfeifchen meines Vaters, das mich nach Hause rufen sollte, vergebens, weil wir zwei irgendwo am Fluss oder auf dem Berge oder sonstwo unseren Vergnügungen nachgingen. So war zum Beispiel einmal im Februar Überschwemmung und Eisgang auf der Molotschna. Wer mit den nach Süden abfließenden Eismassen mitmarschieren musste, waren natürlich wir zwei. Dabei probierten wir sogar auf einer der großen Eisschollen, die nahe ans Ufer geraten war, die Reise mitzumachen. Das hätte uns natürlich ja schlecht bekommen können, wir wurden aber noch rechtzeitig von am Ufer stehenden Leuten gewarnt, worauf wir schleunigst die Eisscholle verließen. Da ich durch diese Exkursion sehr lange von zu Hause abwesend war und nass und schmutzig von unten bis oben heimkam, so setzte es vom Vater natürlich wieder einmal eine tüchtige, aber wohlverdiente Tracht Prügel.

Schräg über die Straße von uns, genau gegenüber Johann Glöckler, wo in späteren Jahren Peter Fey wohnte, wohnte damals der Arzt des Prischiber Gebiets, Dr. Goldring, ein zur griechisch-orthodoxen Kirche übergetretener Jude. Er war ein sehr tüchtiger Arzt, von weit und breit auch außerhalb des Gebiets kamen Patienten zu ihm. Er hatte einen Neffen seiner Frau, namens Alexander Gischitzky, bei sich im Hause, der in meinem Alter war, und mit dem ich auch sehr viel verkehrte. Der Verkehr im Goldring'schen Hause war für mich von großem Nutzen, da ich dort schon in jungen Jahren die russische Sprache geläufig erlernte. Von meinen Mitschülern in der Zentralschule hatte ich wohl die beste Aussprache und den größten Wortschatz im Russischen. Frau Dr. Goldring – Tante Ljudmilla – eine Russin und Schwester des Apothekers Kadigrob, hatte auch immer etwas Süßigkeiten und Gebäck für uns, das zog natürlich auch mächtig an, denn zu Hause bei meinen Eltern gab es selten etwas zu naschen.

Unter meinen Mitschülern in der Zentralschule waren alle Elemente, gute und weniger gute, vertreten. Was ich etwa aus der Dorfschule noch nicht an Kenntnissen mitgebracht hatte, und was „ein junger Mann wissen muss“, das wurde mir sehr bald beigebracht, unter anderem das Rau-

<sup>11</sup> Carl Johann Anton Keuchel (1830 bis 1896) war von 1868 bis 1876 als evangelischer Pfarrer in Prischib tätig.





*Der Fluss Molotschna von der Prischiber Seite.*

chen. Mit rund zwölf Jahren erlernte ich diese Kunst. Dass es mir ein großer Genuss gewesen wäre, kann ich nicht sagen, umso mehr als nicht etwa türkischer Tabak erster Güte von Mesaksudi geraucht wurde, sondern bestenfalls eine Mischung von irgendeinem Kanaster mit trockenen Blättern. Wenn aber auch diese bescheidene Qualität nicht zur Verfügung stand, so war man nicht wählerisch, man begnügte sich dann auch mit an der Sonne getrockneten Pferdeäpfeln, die eigentlich noch besser brannten und schmeckten, als der mit Laub durchmischte minderwertige Tabak. Dass es da oft hieß „Friedrich heraus“, kann man sich vorstellen. Aber mit der Zeit ging es doch, auch durfte man hinter den anderen doch nicht zurückstehen, sonst wäre einem der Spott der Kameraden sicher gewesen. Da mein Vater nicht rauchte, so hatte ich gar keine Gelegenheit, mich mit Tabak zu versorgen, wie es die meisten Schulkameraden, deren Väter rauchten, tun konnten. Aber: „Not bricht Eisen!“ Unser Lehrer Dittrich, den wir wegen seines leutseligen Wesens und wegen seines Witzes alle sehr gern hatten, war leider durch Podagra<sup>12</sup> gelähmt, er

konnte gar nicht gehen. Da er im selben Hause wohnte, in dem auch unsere Klassenzimmer waren, so wurde er auf einem Rollstuhl in die Klasse hereingerollt. Wenn dann eine Pause im Unterricht eintrat, dann ließ er sich gewöhnlich von einem der jüngeren Schüler seine Zigaretten-schachtel aus der Wohnung holen, entnahm derselben eine Zigarette, die er dann im Klassenzimmer rauchte, solange die Schüler draußen im Freien waren. Die Reihe, Zigaretten zu holen, kam auch an mich, und ich erwies mich als sehr geschickter Diener, da ich ihm das entzündete brennende Streichholz stets so behutsam reichte, dass er dabei nicht erschrak – er war sehr nervös. Ich erhielt von ihm infolgedessen auch niemals die Bezeichnung „Tölpel“, die andere Schüler von ihm häufig zu hören bekamen. Die Versuchung, doch einmal eine der Zigaretten des Lehrers selbst zu genießen, war für mich sehr groß, doch widerstand ich ihr lange Zeit. Aber schließlich brannte einmal nach Schulschluss unter meiner Nase eine Zigarette, die ganz anders roch als all das, was ich bisher zu rauchen Gelegenheit hatte. Jetzt erst wusste ich, dass das Rauchen ein

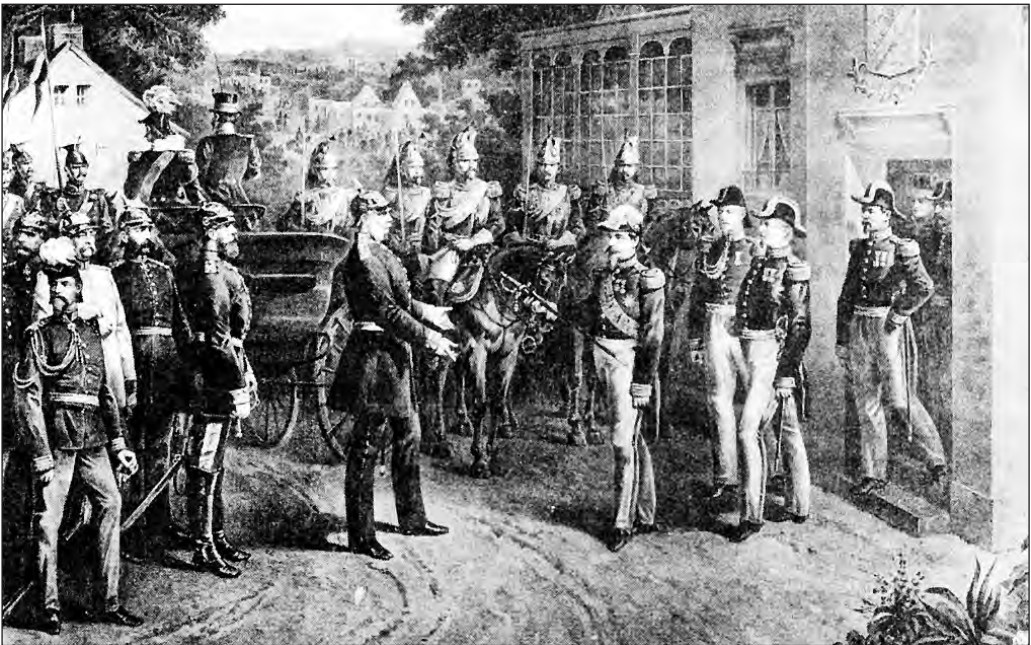
<sup>12</sup> Als Podagra bezeichnet man einen akuten Gichtanfall, vor allem am Großzehengrundgelenk.

wirklicher Genuss sein kann. Dass es bei dieser einen Zigarette nicht geblieben ist, muss ich zu meiner Schande gestehen, dass ich es aber nicht zu weit getrieben habe in der Teilung der Zigaretten mit meinem Lehrer, geht daraus hervor, dass dieser Teilungsakt niemals an die Öffentlichkeit kam und mein verehrter Lehrer, wenn er heute noch lebte, würde mir sicher die nicht so außergewöhnliche Methode der Güterteilung verzeihen.

## Deutsch-Französischer Krieg 1870/71

Gerade in diese Zeit fiel das geschichtliche Ereignis des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71. Mein Vater erhielt wöchentlich die illustrierte Zeitung „Vom Kriegsschauplatz“, die jedes Mal bei ihrem Eintreffen mit Jubel begrüßt wurde und deren Nachrichten und Bilder von

uns geradezu verschlungen wurden, brachten sie doch anschaulich Sieg um Sieg der deutschen Truppen. Was mir ganz besonders imponierte, das war das Bild von der Schlacht bei Wörth, wo ein französisches Reiterregiment (Chevauxleger) von deutscher Infanterie und Mitrailleusen glatt niedergemäht wurde.<sup>13</sup> Auch der Dichter von „Es braust ein Ruf wie Donnerhall“, Max Schneckenburger, dessen Bild gebracht wurde, machte auch auf mich einen bleibenden Eindruck.<sup>14</sup> Nicht nur des hinreißenden Liedes wegen, sondern auch wegen seiner außergewöhnlich großen Nase. Aber die größte Freude hatte ich doch an dem Bilde, auf dem zu sehen war, wie Napoleon dem König Wilhelm seinen Degen überreichte. Von jener Zeit her datiert meine Liebe zum deutschen Vaterland und erwachte in mir die Sehnsucht, das Heimatland meines Vaters und aller Voreltern kennenzulernen. Doch das hatte noch gute Weile.



Der französische Kaiser Napoleon III. übergibt im Jahr 1870 seinen Degen an den preußischen König Wilhelm I. (Lithografie von Hartwich).

<sup>13</sup> In der Schlacht bei Wörth (im Unterelsass) verloren die Franzosen am 6. August 1870 rund 800 ihrer insgesamt 1200 Reiter sowie fast alle Pferde. Keiner der Reiter erreichte die deutsche Infanterielinien. Die Schlacht wurde zum Gegenstand zahlreicher Gemälde.

<sup>14</sup> Max Schneckenburger (1819 bis 1849) wurde vor allem durch das 1840 verfasste Gedicht „Die Wacht am Rhein“ bekannt, das im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 in der Vertonung durch Karl Wilhelm (1815 bis 1873) zum deutschen Nationallied wurde.

## Weitere Schulzeit bis zur Konfirmation

*Einstweilen hieß es fleißig lernen. Mit dem Fleiß war es bei mir ja nicht gerade zum Besten bestellt. Namentlich die deutsche Grammatik machte mir wenig Spaß. Dagegen hatte ich in Rechnen, Geschichte und Geografie ziemlich gute Noten. Im Rechnen war ich einer der Besten der Klasse. Mathematik und Naturgeschichte wurde zu jener Zeit in der Zentralschule nicht gelehrt. Übermäßig viel Wissen habe ich aus der Schule nicht gerade davongetragen, aber doch so viel, um sich nachher mit offenen Augen in der Welt zurechtzufinden. Ein besonderes Malheur widerfuhr mir während der Schulzeit in der Zentralschule. Wir Schüler hatten uns im Garten der Schule eine einfache Schaukel angebracht, auf der wir während der Pausen fleißig schaukelten. Um die Schaukel recht stark in Schwung zu bringen, war ein besonderer Strick angebracht, an dem wechselweise angezogen und nachgelassen wurde, bis die Schaukel nur so flog. Als ich eines schönen Tages auf der Schaukel saß und sie gerade sehr stark in Schwung gebracht war, riss der Strick und ich flog herunter, wobei ich so unglücklich auffiel, das mir das linke Bein im Unterschenkel brach. Ein Mitschüler rannte sofort zu meinen Eltern und holte meinen Vater. Da ich nicht gehen konnte und große Schmerzen hatte, so trug mich mein Vater auf seinem Rücken nach Hause; die Entfernung war ja nicht groß. Da der Arzt nicht gleich zu haben war, so wurde der Feldscher Böh<sup>15</sup> geholt, der den ersten Verband mit Schindeln machte, welche Manipulation sehr schmerzhaft war. Am anderen Tag kam Dr. Goldring, der richtete, nachdem der Schindelverband abgenommen war, die Knochen wieder ein, was erst recht wehtat und legte dann einen komplizierten Gipsverband an. Die Heilung beanspruchte längere Zeit und wurde, als ich schon wieder gehen konnte, durch einen Fall, der die Bruchstelle erneut schmerzen machte, noch mehr hinausgezogen. Trotzdem ist der Knochenbruch so tadellos verheilt, dass gar nichts am Bein zu sehen ist und ich auch niemals in späteren Jahren den geringsten Schmerz an der Bruchstelle verspürte.*

*Mit 14 1/2 Jahren beendigte ich die Zentralschule und damit meine Schulbildung über-*

*haupt. Zu gleicher Zeit – es war im Frühling 1874 – wurde ich in der Kirche zu Prischib von Pastor Keuchel konfirmiert.*

## Freundschaft mit Hermann Borm und Ausbildung zum Buchdrucker

*Im Jahre 1872 starb in Chortitza der mit meinem Vater befreundete Buchbinder Borm. Er hinterließ eine zahlreiche Familie, aber sehr geringe Mittel; die Kinder waren alle noch klein. Mein Vater war zur Beerdigung gefahren und als er zurückkam, brachte er den ältesten Sohn Hermann mit zu uns. Der sollte in Prischib zunächst noch die Dorfschule besuchen und nachher bei meinem Vater die Buchbinderei erlernen. Hermann Borm, der etwa ein halbes Jahr älter war als ich, wurde nun unser Hausgenosse. Er besuchte die Dorfschule, war sehr fleißig im Lernen, und wir wurden recht gute Kameraden. Er half mir auch manchmal bei meinen Schularbeiten, und zwar hatte ich zuweilen Strafabschreibearbeiten zu machen, die er zum Teil für mich erledigte und die ich dann als meine Arbeit dem Lehrer Dittrich präsentierte! Hermann wurde zu gleicher Zeit mit mir konfirmiert, und nach der Konfirmation traten wir beide bei meinem Vater in die Lehre. Ich fügte mich nur sehr ungerne dem väterlichen Willen. Ich wollte durchaus Schlosser werden. Schon immer in den letzten Jahren meiner Schulzeit hielt ich mich gerne bei Schmied und Wagenbauern in der Werkstatt auf, sah der Arbeit zu und griff auch mit an. So in der Schmiede von Karl Wagner und in der Seilmacherei von Wilhelm Gleich, die beide unweit von uns gelegen waren. Ganz besonders aber zog es mich in die Schlosserei von Heinrich Heydeck, die ganz unten in der Nähe der Brücke auf dem sogenannten Gänsehuter gelegen war. Ich hatte dort des Öfteren im Auftrag meines Vaters Besorgungen zu machen und blieb dann häufig stundenlang hängen. Da gab es so viel Interessantes zu sehen, allerlei Maschinen wurden dort repariert, zum Teil auch neu hergestellt, was mir außerordentlich gefiel und in mir den lebhaften Wunsch aufkommen ließ, Schlosser zu werden. Aber wie gesagt, mein Vater hatte es anders beschlossen. Und ich muss-*

<sup>15</sup> Der Feldscher war ein handwerklich ausgebildeter Wundarzt, der äußere Verletzungen behandeln durfte. Die Innere Medizin war dem akademisch ausgebildeten Arzt vorbehalten.

te mich – wenn auch ungen – dreinfinden. Ebenso hatte ich einige Jahre früher darauf verzichten müssen, zur weiteren Ausbildung ins Gymnasium nach Berdjansk zu kommen, trotzdem ich schon ein halbes Jahr lang zum Eintritt in die zweite Klasse vorbereitet worden war.

Der Grund, weshalb mein Vater so handelte, war der, dass er zu der Zeit, als ich nach Berdjansk gebracht werden sollte, schwer an einer Lungen- und Rippenfellentzündung erkrankte. Nach seiner Wiedergenesung sagte er mir, dass er es sich überlegt habe während seiner Krankheit, und dass es besser sei, wenn ich, der Älteste, sein Handwerk erlernen würde, damit ich es weiterführen könne, wenn er einmal abberufen werden sollte. Wie wise das von meinem Vater vorgedacht und gehandelt war, hat die Zukunft erwiesen. Damals konnte ich es nicht verstehen, da mir alle meine Illusionen zerstört wurden. Also, ich wurde Buchbinder. Drei lange Jahre währte die Lehrzeit, und ich habe wenig Freude dabei gehabt. Das Gute dabei war, dass ich in Hermann einen guten Kameraden hatte, mit dem ich Leid und Freud teilte. Von den drei Gesellen, die damals in der Buchbinderei beschäftigt waren, und die auch alle drei das Handwerk bei meinem Vater erlernt hatten, war mir Heinrich Böhm, der Sohn des Feldschers Böhm, bei Weitem der Liebste. Mit ihm verstand ich mich sehr gut und unterhielt mich gut, da er ziemlich belesen war. Er wurde, da deutscher Reichsangehöriger, später Soldat und stand bei den Dragonern in Westpreußen. Vom Militär zurückgekehrt, arbeitete er noch einige Zeit bei uns, etablierte sich dann in Neu-Halbstadt und verheiratete sich mit Elisabeth Frey aus Grüntal. Bei seiner Hochzeit war ich Brautführer. Der andere Geselle hieß Gottfried Tiede und war der Sohn des Kirchendieners in Prischib. Dies war kein Typ, der zu mir passte. Er war sehr gemächlich, träge und sein Können und Wissen war nicht weit her. Er etablierte sich später in Hochstädt und verheiratete sich mit Henriette Schweyer aus Odessa. Auch bei dieser Hochzeit war ich Brautführer. Der dritte der Gesellen hieß Alexander Haupt; woher er stammte, ist mir nicht mehr bekannt. Er war sehr unsympathisch, hatte eine mächtige Hasenscharte und sprach infolgedessen sehr undeutlich in Nasenlauten. Er etablierte sich in Berdjansk, verzog in späteren Jahren aber nach Melitopol.

Zu meinen und Hermanns Obliegenheiten als Lehrburschen gehörte auch das Besorgen der

Pferde und Kühe, im Winter das Einbringen des Heizmaterials, das Reinigen des Ofens und anderes mehr. Wir hatten zu jener Zeit zwei Pferde, manchmal auch nur eins, und zwei Kühe. Diese Außenarbeiten verrichteten wir abwechselnd je eine Woche lang. Im Großen und Ganzen genommen war mir diese Beschäftigung im Freien nicht unlieb. Das Sitzen in der Werkstube machte mir keinen Spaß. Auch konnte man sich bei den Außenarbeiten, wo man nicht so unmittelbar der väterlichen Kontrolle ausgesetzt war, manchmal ungestraft etwas in der Nachbarschaft umsehen, was immerhin eine kleine Abwechslung war. Ich glaube, auch Hermann hat die Außenarbeit ganz gerne getan. Das Schönste war, wenn wir manchmal gemeinsam das Heizstroh einzubringen hatten. Da wurde dann gewöhnlich gründlich gerauft und Purzelbaum geschlagen.

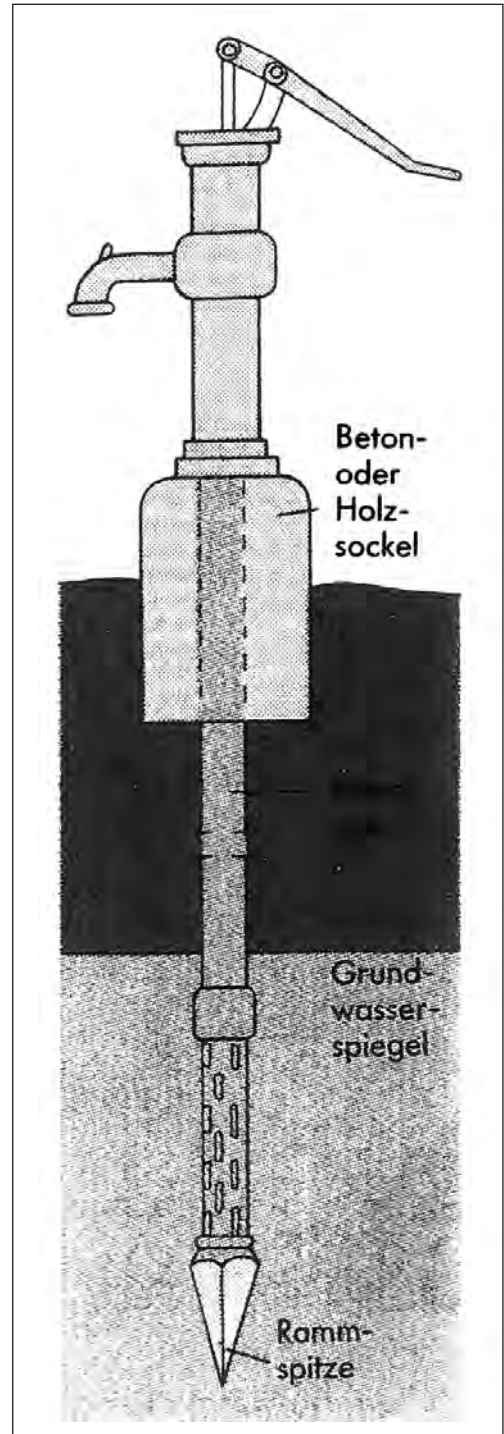
Dreimal wöchentlich musste ich zum Gebietsamt die Briefpost abholen. Da Prischib kein Postamt hatte, so musste die Post in Halbstadt abgeholt werden, was der Amtsdieners (Amtsbot) des Gebietsamts fürs ganze Gebiet besorgte. Ich sehe ihn heute noch, den alten Oster, wie er mit seiner dick gefüllten mächtigen Ledertasche angekeucht kam. Für gewöhnlich musste er so ungefähr um ein Uhr nachmittags aus Halbstadt eintreffen. Manchmal traf er aber doch um eine halbe Stunde und mehr später ein. Ich war meist schon Punkt ein Uhr auf dem Gebietsamt, und wenn dann der Postbote noch nicht da war, dann witschte ich schnell in das nahegelegene Gasthaus Löwen, um ein paar Partien Billard mit einer der Glöckler'schen Töchter zu spielen, was ich ums Leben gern tat. Diese „Kunst“ hatte ich recht frühzeitig geübt, da ich durch meinen Schulkameraden Eduard Dillmann, dessen Vater auch Gastwirt war und ein Billard besaß, die schönste Gelegenheit hatte, sie kostenlos zu erlernen. Nun kam es aber nicht selten vor, dass ich mich reichlich über die Zeit hinaus beim Billardspiel aufhielt, und der alte Oster längst mit seiner Ledertasche eingetroffen war. Ich eilte dann in Windeseile mit der Post nach Hause. Mein langes Ausbleiben entschuldigte ich damit, dass der Postbote eben wieder einmal sehr lange ausgeblieben sei. Diese Ausrede wurde mir anfangs auch geglaubt. Als mein Ausbleiben sich weiterhin aber immer mehr häufte und ich eines schönen Tages wieder einmal sehr lange ausblieb, ging mein Vater selbst aufs Gebietsamt,

fand dort die Post bereits vor und nahm sie mit nach Hause. Als ich dann ins Gebietsamt kam und vom Postboten erfuhr, dass mein Vater dagewesen war und die Post abgeholt hatte, da wusste ich, was jetzt meiner zu Hause wartete. Denn mein Vater hatte gar kein Verständnis für die edle Kunst des Billardspiels, und ich war schon früher wiederholt deshalb bestraft worden mit dem gleichzeitigen strengsten Verbot, weiterhin Billard zu spielen. Aber ich kannte damals den Weisheitspruch von Wilhelm Busch „Enthaltbarkeit ist ein Vergnügen an Dingen, welche wir nicht kriegen“ noch nicht und frönte meiner Leidenschaft auch weiterhin. Über das, was mich zu Hause erwarten würde, habe ich mich nicht getäuscht, nur fiel es noch viel schlimmer aus, als ich gehant hatte – aber Billard spielte ich trotzdem auch weiterhin, denn bekanntlich schmeckt verbotene Frucht am besten. Das Rauchen war mir natürlich auch strengstens verboten, aber ich rauchte, und zwar bis zu meinem 51. Jahre. Dann stellte ich das Rauchen, ohne hierzu durch irgendwelche Ursachen gezwungen zu sein, ein für allemal vollständig ein. Seit dem Jahre 1908 habe ich nie mehr auch nur eine Zigarette geraucht.

Im Mai 1877 endigte unsere Lehrzeit, und Hermann blieb dann noch annähernd drei Jahre als Geselle bei uns, reiste dann im Frühling 1880 nach Deutschland, um seiner Militärdienstpflicht zu genügen. Nach Beendigung derselben kehrte er im Oktober 1882 wieder zu uns nach Prischib zurück – sein Vater war inzwischen gestorben – und arbeitete bei uns noch etwa ein Dreivierteljahr, worauf er sich 1883 in Kanzerowka-Chortitza, wo früher sein Vater war, selbstständig etablierte. Am 11. Oktober des gleichen Jahres verheiratete er sich mit meiner Halbschwester Marie aus erster Ehe meines Vaters.

### Arbeit in Buchbinderei und Buchhandel sowie Herstellung von Pumpbrunnen

Auch ich blieb weiterhin in unserer Buchbinderei beschäftigt und versah den kleinen Buchhandel, der sich nebenher entwickelt hatte. Vornehmlich wurden Gesang-, Predigt- und Gebetsbücher sowie Biblische Geschichten verkauft, die bis auf die Gesangbücher, die aus Odessa kamen, ausnahmslos aus Württemberg bezogen



Funktionsweise eines abessinischen Pumpbrunnens.

wurden – von den Verlagsbuchhandlungen Steinkopf, Gundert und von der Evangelischen Gesellschaft, sämtliche in Stuttgart. Außerdem hatte mein Vater auch den Anfang gemacht mit der Herstellung abessinischer Pumpbrunnen, was sich mit der Zeit zu einem recht lohnenden Nebengeschäftszweig entwickelte. Gerade bei diesem Geschäft leistete ich meinem Vater recht brauchbare Hilfe. Man machte abessinische Pumpbrunnen auf zweierlei Weise: Entweder es wurde eine Röhre mit Filterspitze in den Boden gerammt bis zu der Tiefe, wo man Wasserquellen annahm, setzte dann eine Pumpe an und versuchte auf diese Weise Wasser zutage zu fördern. Das war aber eine sehr mühsame Sache; den ersten solcher Brunnen machten wir auf unserem Hofe, aber nur nach langen, zunächst vergeblichen Bemühungen gelang es uns, einen gebrauchsfähigen Pumpbrunnen herzustellen. Die andere, wesentlich einfachere Art, die wir nachher ausschließlich anwandten, war die, mit einem zu diesem Zwecke hergestellten Erdbohrer ein Loch in die Erde zu bohren bis zu der Tiefe der Wasserquellen. Es wurde dann eine Röhre eingestellt, die Pumpe aufgeschraubt und zu Pumpen versucht. In den meisten Fällen förderte man schon nach kurzem Versuch Wasser zutage. In allen Fällen aber ging es unvergleichlich rascher als bei der erstgenannten Art. Gemeinsam mit meinem Vater haben wir in verschiedenen Dörfern der Molotschna einige Dutzend solcher Pumpbrunnen hergestellt.

In unserem Garten, der wie schon früher erwähnt meinem Vater sehr angelegen war, wurde zu jener Zeit eine Bewässerungsmaschine errichtet. Da unser Garten unmittelbar an den Fluss grenzte, so wurde im Garten ein Brunnenschacht ausgehoben, in den durch einen verdeckten Kanal das Wasser aus der Molotschna geleitet wurde. Die Maschine war eine sogenannte Kettenpumpe, auch Paternosterwerk genannt, die durch Pferdegöppel mit zwei Pferden angetrieben wurde. Sie lieferte in der Stunde 3 000 Eimer Wasser (etwa 36 bis 40 000 Liter) – ein Quantum, das genügte, um das Wasser in kleinen Gräben ohne Holz- oder andere Rinnen durch den Garten zu leiten. Bei der großen Trockenheit, die in Südrussland im Sommer gewöhnlich herrscht, war die Bewässerung für Gemüse und Bäume

ein richtiges Labsal, aber wirtschaftlich rentierte sich die Sache nicht, da ein richtiger Absatz für Gemüse zu jener Zeit nicht vorhanden war. Dies war eigentlich auch nicht der Zweck, es war mehr eine Liebhaberei meines Vaters, die, als die Maschine nicht mehr recht funktionierte, allmählich ganz eingestellt wurde.

Unsere Pferde dienten aber nicht nur für den eigenen Fahrbedarf und für die Bewässerung, sondern in Zeiten, wo bei den Bauern schwer oder überhaupt kein Lohnfuhrwerk zu erhalten war, fuhr ich um den Fuhrlohn Reisende zum 22 Kilometer entfernten Bahnhof Michailowka (später in Prischib umbenannt) und machte auch sonst noch größere Lohnfahrten nach Melitopol, Berdjansk und so weiter. Dass diese Fahrten hauptsächlich in eine Zeit fielen, wo in der Buchbinderei Saisonstille herrschte, so war dieser Nebenverdienst uns sehr willkommen. Leicht war das für mich aber nicht, ich kam manchmal durchnässt und halb erfroren in der Nacht nach Hause. Überhaupt hatte ich es nicht leicht in meinen Jugendjahren, aber durch die mannigfache Tätigkeit lernte ich auch allerhand und mein Horizont erweiterte sich entsprechend. Unter anderem machte ich einmal eine mehrtägige Fahrt mit einem Herrn Hermann Böhlau durch die mennonitischen Dörfer des Halbstädter- und Gnadenfelder Gebietes. Er reiste als Vertreter der Firma Bellinofendrich in Odessa, um landwirtschaftliche Maschinen, die von dieser Firma vertrieben wurden, einzuführen. Herr Böhlau, ein schon älterer Herr, war sehr lieb und freundlich zu mir und erzählte mir unterwegs viel von Deutschland im Allgemeinen und seiner engeren Heimat Thüringen im Besonderen. Er war ein Vetter der bekannten Schriftstellerin Helene Böhlau<sup>16</sup> und schriftstellerte selbst auch hin und wieder. Aber seine Arbeiten waren nicht belletristischen, sondern technischen Inhalts. Ich werde ihn in einem späteren Abschnitt meiner Niederschrift noch eingehender erwähnen.

## Lebensweg der Geschwister

Inzwischen waren meine beiden Brüder Friedrich (Fritz genannt) und Albert auch schon heran-gewachsen. Nach Beendigung der Dorfschule

<sup>16</sup> Helene Böhlau (1856 bis 1940) gehörte zu ihrer Zeit zu den bedeutendsten deutschen Schriftstellerinnen. Zunächst veröffentlichte sie Novellen und Kurzgeschichten, später Romane. Bekannt wurde sie vor allem durch die Romanserie „Ratsmädelgeschichten“ (1888, 1897, 1905 und 1923).



Der für die deutschen Kolonien in Südrussland wichtige Hafen von Berdjansk (Aufnahme von 1907).

kam Fritz zur weiteren Ausbildung in die Zentralschule, in welcher, da Lehrer Dittrich verstorben war, nunmehr Heinrichs Oberlehrer und Lehrer der deutschen Sprache war. Mein jüngerer Bruder Albert aber kam nach beendeter Dorfschule ins Gymnasium nach Berdjansk. Dort waren schon immer junge Leute aus den Dörfern zur Ausbildung, auch frühere Schulkameraden von mir, wie Jakob Schwartz aus Neumontal und Adam Walter aus Friedrichsfeld. Mit Albert fast gleichzeitig kam auch Nikolai Käfer aus Neumontal ins Gymnasium. Einige Jahre später verließ auch Fritz die Zentralschule und ging nach Berdjansk, sodass dort eine ganz ansehnliche Gesellschaft von deutschen jungen Leuten aus dem Prischiber Gebiet beisammen waren. Des Öfteren brachte ich diese mit unserem Fuhrwerk nach dem 125 Kilometer entfernten Berdjansk oder holte sie zu den Ferien dort ab. Das waren immer ganz lustige Fahrten. Ob im Winter mit dem Schlitten oder im Sommer mit dem Federwagen, schön und unterhaltend war die Reise immer. Zweimal wurden unterwegs größere Fut-terpausen von anderthalb bis zwei Stunden ge-

macht, gewöhnlich in Gnadenfeld oder Steinbach, je nachdem, welchen Weg man fuhr, die erste und in Neu-Stuttgart die zweite.<sup>17</sup> In diesen am „Großen Weg“ nach Berdjansk gelegenen deutschen Dörfern waren geeignete Einkehrhöfe vorhanden, man konnte nötigenfalls auch nächtigen und Pferde und Wagen über Nacht in Stall und Scheune sicher unterbringen. Der Stadt Berdjansk kam überhaupt in damaliger Zeit eine große Bedeutung zu – als einzige den deutschen Dörfern nächstgelegene Hafenstadt, der sämtliches Getreide der Molotschnaer Dörfer, das zur Ausfuhr bestimmt war, zugeführt wurde. Im Herbst traf man ganze Karawanen deutscher und russischer Getreidewagen auf der Landstraße an, sodass man häufig, wenn man sie überholen wollte, längere Zeit neben dem eigentlichen Fahrweg und meistens in einer großen Staubwolke fahren musste. Auf die einzelnen Persönlichkeiten dieser Studentengesellschaft werde ich später jeweils an passender Stelle noch zurückkommen.

Im September 1879 starb in Jalta meine ältere Schwester Pauline im Alter von 21 Jahren an

<sup>17</sup> Die Orte Gandental und Steinbach in der Molotschna-Kolonie wurden 1863/63 beziehungsweise 1812 gegründet. Die Schwabenkolonie Neu-Stuttgart lag ungefähr 30 Kilometer nordwestlich von Berdjansk.

*Typhus. Sie war etwa anderthalb Jahre früher als Kinderfräulein zu einer reichen russischen Familie gegangen, sie wollte heraus aus den engen dörflichen Verhältnissen und wollte etwas von der Welt sehen und kennenlernen. Ihre Herrschaft lebte im Winter in Moskau und im Sommer an der Südküste der Krim auf einer eigenen Besitzung in der Nähe Jaltas. Als wir die Nachricht von Paulines Erkrankung erhalten hatten, reisten meine Eltern nach Jalta und hielten sich dort eine Zeit lang auf, bis eine Besserung eingetreten war und der Arzt des Krankenhauses die Hoffnung gab, dass sie genesen würde. Doch bald nachdem meine Eltern zu Hause waren, kam die Nachricht, dass ein Rückfall eingetreten sei und dass ernstliche Gefahr bestehe. Meine Eltern reisten sofort wieder ab, doch bis sie in Jalta eintrafen, war Pauline bereits gestorben. Sie ruht auf dem allgemeinen Kirchhof der Stadt. Ein einfacher Grabstein ließ mich ihr Grab auffinden, als ich in späteren Jahren Jalta besuchte. Aus erster Ehe meines Vaters hatte ich zwei Halbschwester: Emilie und Marie. Ich hatte schon Gelegenheit zu erwähnen, dass die Letztere sich 1883 mit Hermann Borm verheiratete. Emilie, die ältere, verheiratete sich etwa Mitte der 1870er-Jahre mit Karl Schendel, Wagenbauer in Prischib. Sie starb sehr jung im Jahre 1880. Mein Schwager Karl, der ein sehr fleißiger und strebsamer Mann war, war leider von der unheilbaren epileptischen Krankheit befallen und starb auch einige Jahre nach seiner Frau.*

*Im Jahre 1880 verheiratete sich meine Schwester Christine mit Friedrich Bossert, Lehrer in Grunau, wo Tante Dorle Schilling wohnte, die auch die „Vermittlerin“ bei dieser „Mariage“ spielte. Meine Eltern wollten nicht so recht daran, da Christine noch sehr jung war. Schließlich brachte es Tante Dorle aber doch zustande. Bossert stammte aus dem Dorfe Sarata in Bessarabien, wo sein Vater Gemeinbeschreiber war. Die Sarataer Zentralschule hatte und hat bis auf die letzte Zeit einen guten Ruf als Lehrerbildungsanstalt. Es sind aus ihr eine namhafte Anzahl tüchtiger deutscher Volksschullehrer hervorgegangen. Auch mein Schwager Bossert durfte zu diesen gezählt werden. Aber er war ein großer Hitzkopf und Dickschädel. Ich habe später von ihm noch mehr*

*zu sprechen. Von meinen jüngeren Schwestern, Lebrechtine, Emma und Olga ist in dieser Zeitperiode nichts Bemerkenswertes zu sagen, von ihnen kann darum erst später gesprochen werden.*

## Staatsbürgerschaft des Vaters

*Wie meine Schwester Pauline so hatte auch ich, nachdem die Flegeljahre hinter mir lagen, und der Ernst des Lebens mir schon etwas deutlicher geworden war, keinen sehnlischeren Wunsch als den, herauszukommen aus den kleinlichen Verhältnissen des Dorflebens. Dem standen aber große Hindernisse entgegen. Mein Vater wollte mich nicht von sich weggehen lassen, sollte ich doch einmal in seine Fußstapfen treten. Dazu kam noch eine heikle Angelegenheit. Mein Vater hatte – wie ich das erst jetzt genau weiß – bereits im Jahre 1847, also fünf Jahre nach seiner Auswanderung, seine Entlassung aus dem württembergischen Staatsverband genommen.<sup>18</sup> Warum er das getan hat, weiß ich nicht bestimmt, nehme aber an, dass es wegen seiner Verheiratung in Russland geschehen sein muss, die doch wohl nach damaligen Gesetzen nur möglich war, wenn der betreffende Ausgewanderte seine Staatsangehörigkeit aufgab. Dass mein Vater selbst um die Entlassung eingekommen ist, habe ich aus den Akten des Strümpfelbacher Dorfarchivs ersehen, in welchem ein Protokoll vorhanden ist, das von meinem Großvater, der Schultheiß war, eigenhändig geschrieben ist und das dahin lautet, dass „das Gesuch des Johann Gottlieb Schaad um Entlassung aus dem württ. Staatsverband und somit aus dem Gemeindeverband Strümpfelbach von dem Gemeinderat genehmigt wird“. Somit lebte mein Vater die ganzen Jahre bis nach dem Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 staatenlos in Russland. Tatsächlich aber galten wir als Württemberger, und ich weiß es ganz bestimmt, dass alljährlich sein Aufenthaltspass, in dem er als Württemberger bezeichnet war, in der Gouvernementskanzlei in Simferopol erneuert wurde. Da dieser Zustand schon wegen uns drei Söhnen unhaltbar war, so versuchte mein Vater wieder die württembergische Staatsangehörigkeit für sich*

<sup>18</sup> Am 20. November 1847 wurde Schaad aus dem bürgerlichen Verband mit dem württembergischen Staat entlassen. Gemeinderatsprotokoll Strümpfelbach 1836 bis 1850, Bl. 237.



Satzung des Ortsvereins  
über die Bestimmung  
gemeinderathlicher Beamten

Der Ortsverein des Ortes Strümpfelbach hat bei dem  
Landrat am 1. März 1847 die Wahlberechtigung der  
Ortsvereinsmitglieder genehmigt, die sich durch einen  
Mittelwahlkreis zu wählen, die sich die Wahlberechtigung  
selbst in dem Wahlkreis Markt Mollathaus eingeworfen  
haben, und somit den Ort Strümpfelbach  
gemeinderathlich beizubehalten.

- 1) Daß der Ortsverein Strümpfelbach, der 1. März 1847,  
den Ortsverein Markt Mollathaus d. Wahlkreis Strümpfelbach  
und somit die Wahlberechtigung der Ortsvereinsmitglieder  
den Markt Mollathaus Wahlkreis am 12. März 1847  
zu beizubehalten genehmigt ist;
- 2) Daß der Ortsverein Markt Mollathaus sich bekennt;
- 3) Daß der Ortsverein Markt Mollathaus sich bekennt;
- 4) Daß der Ortsverein Markt Mollathaus d. Wahlkreis Strümpfelbach  
zu beizubehalten ist;
- 5) Daß der Ortsverein Markt Mollathaus Wahlkreis Markt Mollathaus  
von dem Ort Strümpfelbach am 4. März 1847 am 17. März  
den Markt Mollathaus beizubehalten;
- 6) Daß, was der Ortsverein bekennt, Markt Mollathaus  
Wahlkreis Markt Mollathaus am 12. März 1847 am Markt Mollathaus  
Wahlkreis Markt Mollathaus - 1847/1848 beizubehalten den Ort Strümpfelbach  
1847 d. Markt Mollathaus Wahlkreis, die zu Markt Mollathaus  
Wahlkreis Markt Mollathaus beizubehalten;
- 7) Daß der Ortsverein Markt Mollathaus Wahlkreis Markt Mollathaus  
gemeinderathlich beizubehalten kein Wahlkreis Markt Mollathaus  
Wahlkreis Markt Mollathaus

Strümpfelbach, d. 20. März 1847.

Auszug aus dem Gemeinderatsprotokoll von Strümpfelbach vom 20. November 1847 mit der Entlassung von Johann Gottlieb Schaad aus dem „diesseitigen Staats- u. Gemeinde Verband“.

und seine Familie zu erlangen, was jedoch an der Selbstsucht der Gemeinde Strümpfelbach scheiterte, da sie die Aufnahme in den Gemeindeverband von dem Nachweis eines Vermögens von 1000000 Gulden abhängig machte, um dagegen gesichert zu sein, jemals die Familie meines Vaters in Russland unterstützen zu müssen.<sup>19</sup> Mein Vater wandte sich darauf an das württembergische Ministerium des Innern, bekam aber von diesem den Bescheid, dass seine Aufnahme in einen württembergischen Gemeindeverband der Aufnahme in den Staatsverband vorausgehen müsse. Und wenn seine Heimatgemeinde dies ablehne, so solle er sich eben an eine andere Gemeinde wenden. Das tat mein Vater aus begreiflichen Gründen nicht, denn wenn schon seine Heimatgemeinde so engherzig und selbstsüchtig handelte, so konnte er von einer fremden Gemeinde doch erst recht kein Entgegenkommen erwarten.

Gelegentlich war ich auch einmal beim deutschen Konsul, Dr. Osenkopp, in Berdjansk und stellte ihm die Angelegenheit vor. Ich sagte ihm, dass ich gerne nach Deutschland wolle, um mich zum Militärdienst zu stellen. Von ihm musste ich mir aber sagen lassen, dass, da wir nicht in die Reichsmatrikel eingetragen seien, ich auch nicht zum Militärdienst herangezogen werden könne. Also so ging es auch nicht. So entschloss sich denn mein Vater dazu, die russische Staatsangehörigkeit anzunehmen. Sein Gesuch wurde im Jahre 1880 genehmigt, doch musste er sich zunächst auch von einer Gemeinde aufnehmen lassen. Das geschah von der Dorfgemeinde Prischib durch einstimmigen Gemeindebeschluss. Es ist dies der einzige Fall in den Annalen der Molotschnaer deutschen Dörfer, dass ein Ausländer in den Kolonistenverband aufgenommen wurde. Die Molotschnaer Dörfer des Prischiber und Eugenfelder Gebiets hatten neben anderen Privilegien auch 6500 Dessj. Schäferereiland von der Krone erhalten, aus deren Einkünften für die landlosen Nachkömmlinge der Kolonisten der beiden Gebiete Land gekauft und Landlosen zugeteilt wurde. Da ist es begreiflich, dass die Kolonisten keine Ursache hatten, Ausländer, auch wenn es Deutsche waren, in ihren Verband aufzunehmen. Umso ehrenvoller war diese Ausnahme für mei-

nen Vater und ist ein Beweis dafür, welcher Achtung und Wertschätzung er sich in Prischib erfreute. In dem Aufnahme-Gemeindespruch wurden dann aber nicht nur mein Vater und Mutter, sondern auch wir Kinder alle, sieben an der Zahl, mit aufgenommen und demgemäß in das Familienbuch der Dorfgemeinde Prischib und des Gebietsamts (Posemeinij Spisok) eingetragen – was, wie sich erst später herausstellte, ein Fehler war. Zunächst galten wir nun alle als „Poseljane Sobstwenniki“ und im Bedarfsfall erhielten wir auch alle, Brüder und Schwestern, vom Gebietsamt Pässe als Prischiber Ansiedler. Wieso es ein Fehler war, dass auch wir Kinder in den Gemeindeverband aufgenommen waren und was für Folgen daraus entstanden, darauf komme ich später zu sprechen.

## Arbeit in Odessa

Meinem fortdauernden Drängen, aus Prischib herauszukommen, um etwas von der Welt zu sehen und noch etwas zu lernen, gab mein Vater schließlich im Jahre 1881 Gehör. Ich erhielt die Erlaubnis, auf ein Jahr nach Odessa zu gehen, um mich dort in der Buchbinderei noch weiter auszubilden, was bei Buchbinder Schwarz im Krasnij Pereulck, mit dem mein Vater bekannt war, geschehen sollte. Ich erhielt vom Gebietsamt einen Pass als Prischiber Ansiedler und reiste, bepackt mit der sorgsam von der Mutter gerichteten Ausstattung und mit einer reichlichen Portion guter Wünsche und Ermahnungen, wohlgemut im Vor Sommer 1881 nach Odessa ab.

Ein neuer Abschnitt in meinem Leben hatte begonnen; eine neue Welt tat sich vor mir auf. Eine Welt voller Gefahren für den Dörfling, der bis dahin weder eine Großstadt gesehen noch Kenntnis von dem Leben einer solchen hatte. Und Odessa ist Großstadt im vollen Sinne des Wortes. Als bedeutendster Hafenplatz des Schwarzen Meeres beherbergt diese Stadt ein Konglomerat von Menschen fast aller Nationalitäten der Welt. Beherrschend ist auch die jüdische Rasse vertreten. Es gibt dort ganze Viertel, die fast ausschliesslich von Juden bewohnt sind, auch eine „Judenstraße“ gibt es. Doch auch Deutsche leben in großer An-

<sup>19</sup> Leider ist das Gemeinderatsprotokoll Strümpfelbach 1859 bis 1870 nicht mehr überliefert, sodass der Vorgang und vor allem die hoch erscheinende Summe nicht überprüfbar ist.



Der Turemnaja-Platz in Odessa zu Beginn des 20. Jahrhunderts.

zahl in Odessa, sowohl Reichsdeutsche als auch Russlanddeutsche aus den Kolonien, und es gibt auch eine „Deutsche Straße“. Die Kolonisten stammen zumeist aus den umliegenden deutschen Dörfern des Odessaer Kreises und aus anderen Teilen des Cherson'schen Gouvernements, aber auch ein großer Teil aus den nahegelegenen bessarabischen Dörfern.<sup>20</sup> Odessa war zu damaliger Zeit Hauptstapel- und Ausfuhrplatz für Getreide aus dem Schwarzmeergebiet und Stapelplatz für alle Handelsartikel, die vom Ausland auf dem Seeweg eingeführt wurden. Im Hafengebiet war ein Leben und Treiben gleich dem eines Bienenstandes. Millionenwerte gingen da täglich von einer Hand in die andere. In dies buntscheckige Menschengewühl und Getriebe tat ich nun den ersten Schritt hinein. Erleichtert wurde mir das dadurch, dass ich eine ganze Anzahl Bekannter dort vorfand, darunter sogar meine Freunde Jakob Schwartz und Adam Walter. Ersterer studierte Rechtswissenschaften und Letzterer Mathematik auf der dortigen Universität. Aus den Molotschnaer Kolonien war dort außerdem Johann Fey aus Altnassau, der sich für den „Hauslehrer“ vorbereitete, sowie Philip Bürklen, mein gewesener Schulkamerad aus der Zentralschule, der sich kaufmännisch

weiterbilden wollte, gleichfalls aus Altnassau stammend. Vor allem aber wohnte in Odessa doch auch mein väterlicher Freund Hermann Böhlau sowie die mir bekannte Familie Schweyer, Mutter und Geschwister der Frau Henriette Tiede in Hochstädt. Bei dieser Familie logierte ich zunächst für einige Zeit.

Einer meiner ersten Gänge war zu Buchbinder Schwarz im Krasnij Peulck. Zu meinem Leidwesen musste ich dort aber erfahren, dass kein Platz in der Buchbinderei frei sei, doch versprach man mir, wenn sich die Möglichkeit dazu ergibt, mich einzustellen. Versuche, die ich dann unternahm, in einer anderen Buchbinderei unterzukommen, scheiterten vollständig. Nachdem ich einige Zeit in Odessa war, erfuhr ich, dass auch der gewesene alte Küster und Organist in Hochstädt Schwarz, ein Verwandter des Buchbinders Schwarz, bei seinen Söhnen in Odessa lebte, und von diesem wieder erfuhr ich dann später die Adresse von Paul Foell, Sohn des einstigen Pastors und Konsistorialrats Foell in Hochstädt und Bruder meiner Patin, der Frau meines Dorflehrers Friedrich Blank. Herrn Foell hatte ich in Prischib einige Mal gesehen und ihn kennengelernt. Auch den Redakteur Kiessig von der Odessaer Zeitung suchte ich auf;

<sup>20</sup> Zur deutschen Kolonie in Odessa siehe: Stach (wie Anm. 2), S. 113 bis 133.

mit ihm hatte ich von Prischib aus einige Briefe gewechselt. Aber alle diese Bekanntschaften, selbst mein Freund Böhlau, konnten mir keine Arbeit verschaffen.

Die Gefahr für mich, durch Nichtstun zu verbummeln, war nicht gering, denn bekanntlich ist Müßiggang aller Laster Anfang. Ich war unter anderem in eine Kegengesellschaft junger Leute geraten, wo ich bald sehr häufig zu finden war. Das Kegenspiel kannte ich von Haus aus etwas, brachte es dort aber bald zu größerer Geschicklichkeit, sodass ich – es wurde um einen kleinen Einsatz gespielt – bald häufiger gewann als jeder andere. Als mich dann eines schönen Tages einer der Verlierenden „Brotkegler“ nannte, – es war ja allen bekannt, dass ich beschäftigungslos war –, machte ich sofort Schluss mit der Kegelei und vermid diese Gesellschaft fortan vollständig. Dass ich auch andere gefährliche Klippen, die einem jungen Menschen in der Großstadt ständig begegnen, glücklich, ohne Schaden an Leib und Seele genommen zu haben, umschiffte, danke ich meinem väterlichen Freunde Böhlau, der mich über vieles, was mir nicht bekannt war, belehrte, mich warnte und mir gute Ratschläge gab.

Schließlich gelang es mir doch endlich eine Anstellung in der Buchbinderei Mack zu erhalten, wo fast ausschließlich Geschäftsbücher hergestellt wurden. Weder hatte dieser Zweig der Buchbinderei für mich einen bleibenden Wert, noch waren die sonstigen Verhältnisse bei Mack derart, dass ich Befriedigung in dieser Arbeit gefunden hätte. Ich bemühte mich darum bald wieder um eine andere Anstellung. Bei Schwarz fragte ich noch mehrere Male vergeblich an. Schließlich aber wurde ich mit einem Herrn Leonhard Müller bekannt, der in der Thiel'schen Lithografie eine Kartonagewerkstätte hatte und für die Lithografie alle anfallenden Buchbinderarbeiten fertigte. Da Herr Paul Foell Prokurist bei Thiel war, so konnte ich mich auf ihn berufen und als dann um einige Zeit sich die Möglichkeit meiner Einstellung bot, kündigte ich bei Mack und trat bei Müller ein. Auf dieser Stelle war ich dann auch während der ganzen Dauer meines Odessaer Aufenthalts.

Inzwischen war ich von Schweyers weg zu meinen Freunden Schwartz und Walter gezogen, die ein sehr großes Zimmer bewohnten, in dem wir dann zu dritt kampierten. Mein neuer Lehrmeister, Leonhard Müller, und seine Frau Babette

waren geborene Nürnberger und sehr nette, liebe Menschen. Die Werkstube schloss unmittelbar an ihr Wohnzimmer an, sodass der ganze Betrieb etwas Familiäres hatte, umso mehr als die beiden Müllerschen Töchterchen, Babette neun Jahre und Kathel sechs Jahre alt, auch häufig in die Werkstube kamen, da auch ihre Mutter meistens mitarbeitete. Das war umso besser für das Geschäft, als Herr Müller sich gern bei seinen mehr oder weniger geschäftlichen Ausgängen gewöhnlich recht lange aufhielt und nicht selten etwas angeheitert nach Hause kam. Er trank als richtiger Bayer halt das Bier fürs Leben gern. Aber auch der bessarabische Rotwein mundete ihm sehr gut, was äußerlich dadurch zu erkennen war, dass seine Nase ganz blaurot wurde und durch eine Wucherung ganz groteske Formen angenommen hatte. Von seinen Zechgenossen hatte er zu dem bezeichnenden Namen „Schachtelmüller“ darum auch noch den Spitznamen „Nasemüller“ erhalten. Aber ein guter und gemütlicher Kerl war er doch, und ich habe bei ihm auch allerhand gelernt. Hauptsächlich wurden Bombonieren für die großen Konditoreien der Stadt sowie Tabak- und Zigaretenschachteln für die Tabakfabriken hergestellt; auch sonst kamen allerhand interessante Papeteriearbeiten vor. Für die Thiel'sche Lithografie hatten wir vor allen Dingen die in dieser Anstalt hergestellten russischen Heiligenbilder auf Ölbeerholz aus Palästina aufzukleben. Wenn all die Heiligen, die ich damals auf der Rückseite einkleisterte, mich dereinst im Himmel zur Rechenschaft ziehen könnten für diese Behandlung, dann würde es mir wohl schlecht ergehen.

Mit den beiden Müller'schen Kindern hatte ich bald große Freundschaft geschlossen. Häufig saßen sie beide oder eines derselben bei mir am Arbeitstisch. Da erinnere ich mich eines urkomischen Erlebnisses mit der jüngeren Tochter Kathel. Als sie wieder einmal bei mir am Tisch saß, entdeckte sie an meinem Hosensboden ein Loch, kribbelte mit dem Fingerchen hinein und sagte ganz laut und aufgeregt: „Herr Schod, Herr Schod, Sie haben ein Loch im Arsch!“ Das Gaudium, das daraufhin in der ganzen Werkstube entstand, kann man sich vorstellen.

Neben der Arbeit bei Müller hatte ich manchmal auch noch etwas Hausarbeit, und zwar für Herrn Böhlau. Er war nicht mehr Reisender bei Bellino-Fendrich, sondern schlug sich auf andere Weise durch, es ging ihm aber nicht zum Besten,



Werbeanzeige für den von Johann Höhn entworfenen „Neurussischen Pflug“.

wie ich sehen konnte. Zu jener Zeit war er für den Pflugbauer Johann Höhn tätig. Dieser Höhn hat einen sogenannten Kolonistenpflug mit eisernem Grindel konstruiert, der großen Anklang fand. Böhlau beriet ihn in kaufmännischen Dingen, machte die Reklame, stellte Kataloge und Plakate zusammen und so weiter, kurzum besorgte die kaufmännische Seite des Höhn'schen Geschäfts, da Höhn selbst ein einfacher Schmied und ganz ungebildet war – er konnte kaum seinen Namen ordentlich schreiben. Diese Kataloge und Plakate, die Böhlau in deutscher Sprache entworfen hatte, übersetzte ich – mithilfe von Schwartz und Walter – ins Russische, und nachdem sie fertig gedruckt waren, machte ich die Buchbinderarbeit daran, klebte sie auf dünne Pappe, säumte die Ränder hübsch ein und versah sie mit Löchern zum Aufhängen. Dieser Nebenverdienst war mir zu meinem recht kargen Monatslohn von anfänglich 22, später 25 Rubel recht willkommen, währte aber nicht lange.

Dank der geschickten Werbetätigkeit Böhlaus erhielt der, zweifellos an sich auch gute Einschaarpflug, allmählich große Verbreitung, und die mit kleinen Mitteln und in kleinem Umfang begonnene Pflugproduktion wuchs sich mit den Jahren zur größten Pflugfabrik ganz Russlands aus. Die Höhn'sche Fabrik hatte bei Ausbruch des Weltkriegs eine Jahresproduktion von gewiss nicht weniger als einer halben Million Pflüge sowie einer ganz ansehnlichen Menge Mähmaschinen

und anderer landwirtschaftlicher Maschinen. Höhn selbst war schwerreicher Millionär geworden, Böhlau aber, der ein gut Teil zu dem Prosperieren des Geschäfts beigetragen hat, ist in den 1890er-Jahren in Armut gestorben.

## Freizeit in Odessa

Mit dem Hinweis auf die Nachfeierabendarbeit zu Hause möchte ich aber nicht den Anschein erwecken, als hätte ich in Odessa nur für die Arbeit gelebt. Beileibe nicht, ich hatte in den Freizeiten und an Sonn- und Feiertagen auch meine Vergnügungen. Und zwar war ich einem deutschen Gesangverein beigetreten, der sich von den zwei großen deutschen Vereinen Odessas, der „Harmonia“ und dem „Handwerkerverein“, abgesplittert hatte. Diese beiden großen Vereine waren sehr exklusiv: In der „Harmonia“ waren ausschließlich Mitglieder der gut situierten Stände, während im „Handwerkerverein“, wie auch der Name besagt, fast ausschließlich deutsche Handwerker Mitglieder waren. Eine Anzahl Außenseiter, welchen es da und dort nicht passte, die außerdem dem Gesang größere Pflege angedeihen lassen wollten, fanden sich zu einem „Deutschen Odessaer Gesangverein“ zusammen. Und ich muss sagen, es wurde wirklich fleißig gesungen. Zweimal wöchentlich kamen wir abends zusammen, fast nur jüngere Leute. Es

wurde nach dem Regensburger Liederkranz unter Leitung des Gesangslehrers Urbaneck (kein Verwandter meines Zentralschullehrers) vierstimmig gesungen.<sup>21</sup> Es wurden während meines dortigen Aufenthalts auch zwei Gesellschaftsabende gegeben mit Gesang und Tanz, die beide sehr schön und harmonisch verliefen. Mein Bekanntenkreis hatte sich durch die Mitgliedschaft in diesem Verein bedeutend erweitert. Unter anderen wurde ich mit dem Uhrmacher Ernst Rougemont bekannt, der bei den Gebrüdern Louis und Georg Schwarz (Söhne des alten Küsters Schwarz aus Hochstädt) in deren Uhrengeschäft auf der Deribasstraße in Stellung war. Mit Rougemont, der aus Chaux-de-Fonds in der Schweiz gebürtig, aber in Deutschland aufgewachsen war, hatte ich mich gut befreundet. Er machte sich später in Prischib selbstständig, ich komme auf ihn noch zu sprechen. Familienanschluss hatte ich in Odessa so gut wie keinen. Bei Louis Schwarz, der verheiratet war, aber keine Kinder hatte, war ich einmal sonntags zu Mittag und einmal zum Abendbrot geladen, und das kam dadurch, dass ich seinen Vater, den alten Küster Schwarz auf seinen Wunsch besuchte und mit ihm 66 spielte.

## Weihnachten in Odessa

Zu Weihnacht, zum Heiligen Abend war ich von Paul Foell eingeladen worden, und zwar schon nachmittags, um den Baum schmücken zu helfen. Die beiden Töchterchen Foells, die so etwa im jüngsten Backfischalter standen, durften nicht beim Schmücken des Baumes anwesend sein, das besorgten Frau Foell geborene Ruppert und ich. Der Weihnachtsabend verlief sehr schön und ganz ähnlich wie im elterlichen Hause, und ich war sehr froh, dass es mir in der Fremde vergönnt war, den Heiligen Abend in trautem Familienkreise zu erleben. Eine Enttäuschung aber brachte er mir doch. Bei der ziemlich reichen Bescherung, die die Eltern sich gegenseitig und den Kindern machten, ging ich vollständig leer aus. Es war vielleicht unbeschei-

den von mir, wenn ich überhaupt ein Geschenk erwartet hatte, aber ich kann mir nicht helfen: Es war damals bitter für mich, so ganz übersehen zu werden. Ein kleines, ganz kleines Geschenkchen, wäre es auch nur eine Taschenbleifeder oder sonst was gewesen, hätte mich erfreut und mich der peinlichen Situation enthoben. Dieses Vorfalles habe ich mich sehr oft im Leben erinnert, und ich habe bei entsprechenden Gelegenheiten dann anders gehandelt. Wir sind aber sehr gute Freunde geblieben, und aus der kleinen Maria Foell hat sich in Stuttgart die wohlbekannte Malerin, Maria Hiller-Foell,<sup>22</sup> entwickelt, die mir kürzlich zum Jahreswechsel ihre guten Wünsche sandte und mir gleichzeitig herzliche Grüße von ihrem hochbetagten Vater übermittelte, der mit seiner Frau heute noch in Nikolajew lebt. Von meinen Eltern erhielt ich zu Weihnachten ein Paket, welches außer Weihnachtsgebäck und Bratwurst auch ein Paar Socken und Taschentücher enthielt. Die kulinarischen Leckerbissen teilte ich redlich mit meinen Zimmergenossen und Freunden Schwartz und Walter. Wir ließen uns den reichlichen Vorrat von guter Bratwurst recht gut munden.

## Übernahme des elterlichen Geschäfts nach dem Tod des Vaters

Obwohl ich voraussichtlich noch längere Zeit im Müller'schen Geschäft hätte bleiben können, so sah ich doch ein, dass dies auf die Dauer für mich gar keinen Wert mehr hat, da ich nicht mehr dazulernen konnte. Meine alte Sehnsucht, nach Deutschland zu gehen, erwachte wieder mächtig in mir, und bald nach Neujahr schrieb ich meinen Eltern ausführlich über meine Absichten und bat dringend, mir die Ausreise nach Deutschland zu erlauben. Das war etwa Mitte Januar 1882. Eine Antwort auf diesen Brief habe ich niemals erhalten, und zwar, weil mein Vater gerade zu dieser Zeit erkrankt war. Schwager Bossert, der ab 1. April die Lehrstelle in Prischib antreten sollte, hatte seine Bienen, etwa 15 bis

<sup>21</sup> Der „Regensburger Liederkranz“ war eine Sammlung mit Liedern, die der Liederkranz in Regensburg bei seinen Auftritten verwendete. Sie erschien erstmals 1863 im Regensburger Coppenrath-Verlag und erlebte zahlreiche Auflagen.

<sup>22</sup> Maria Hiller-Foell (1880 bis 1943) kam 1906 nach Stuttgart und wurde Meisterschülerin von Adolf Hölzel (1853 bis 1934) an der „Kgl. Akademie der bildendenden Künste“. 1913 wurde sie Mitglied im Württembergischen Malerinnenverein (heute: Bund Bildender Künstlerinnen Württembergs).

20 Völker mit einem Leiterwagen aus dem 130 Werst<sup>23</sup> entfernten Grunau nach Prischib geschickt. Beim Abladen und Unterbringen dieser Bienen hatte sich Vater eine Erkältung zugezogen, die eine Lungen- und Rippenfellentzündung zur Folge hatte. Telegrafisch wurde ich von der schweren Erkrankung meines Vaters benachrichtigt und aufgefordert, sofort nach Hause zu kommen. Das Geld zur Reise lieh ich mir von der Buchhandlung G. Schleicher, mit welcher wir in geschäftlicher Verbindung standen, und reiste so rasch als möglich nach Hause ab. Leider traf ich meinen lieben Vater nicht mehr lebend an, er war tags zuvor, am 29. Januar, bereits heimgegangen. Das war für mich und uns alle, Mutter und Geschwister, ein großer Schmerz und schwerer Schlag. Wenn ich nicht irre, trafen auch meine beiden Brüder, die im Gymnasium in Berdjansk waren, Vater nicht mehr lebend an. So war ich plötzlich vor die große Aufgabe gestellt, als Ältester an Vaters Stelle einzutreten, das Geschäft weiterzuführen und für Mutter und sechs Geschwister, die noch im Hause oder in Ausbildung waren, zu sorgen. Wie richtig mein Vater seinerzeit gehandelt hatte, als er mich dazu bestimmte, sein Handwerk zu erlernen, damit ich dereinst an seine Stelle treten könne, war nun durch die Tatsache seines unerwartet frühen Todes – war er doch nur 59 Jahre alt geworden – bestätigt worden. Im Familienrat waren wir uns einig, dass ich das väterliche Geschäft für Rechnung der ganzen Familie weiterführe. Meine beiden Brüder kehrten nach Berdjansk ins Gymnasium zurück, der Mutter stand unsere älteste Schwester Marie als tüchtige Stütze im Haushalt zur Seite, die jüngeren Schwestern, Lebrechtine elf Jahre alt, Emma neun Jahre alt, besuchten die Dorfschule und Olga – das Goldige, wie wir sie nannten – hing noch an Mutters Schürze.

Das väterliche Vermögen bestand zu jener Zeit aus Haus und Hof, einem kleinen Bücherbestand, in der Hauptsache Gesang- und Gebetsbücher, einer Leihbibliothek, einem kleinen Pumpen- und Röhrenlager, der Werkstubeneinrichtung, aus Möbeln und Hausrat sowie den Haustieren. Die vorhandenen Guthaben bei den Kunden überstiegen um ein Kleines die Verpflichtungen, Barmittel von Belang waren nicht vorhan-

den. Was mit der Buchbinderei und dem Handel verdient wurde, reichte gerade so, die große Familie durchzubringen. Geldersparnisse hatte mein Vater nicht machen können, was er erbringen konnte, wurde zur Vergrößerung des Geschäfts verwendet.

## Ausweitung des Buchhandels

So begann für mich der dritte Abschnitt meines Lebens, nachdem der zweite nach kurzer Dauer so jäh ein Ende fand. Ich lebte mich aber rasch in die mir gestellten Aufgaben ein, an Wagemut fehlte es mir nicht, und ich hatte nun in allen geschäftlichen Dingen ganz selbstständig zu handeln. Meine Mutter ließ mir vollständig freie Hand. Zunächst ging alles seinen gewohnten Gang. In der Werkstube waren ein Geselle, Josef Schwarz, und zwei Lehrlinge, Jackstädt und Oesterlein, tätig. Ich arbeitete auch mit, versah außerdem den kleinen Buch- und Schreibwarenhandel sowie das Pumpgeschäft. Mein Sinn war aber sehr bald darauf gerichtet, das Geschäft zu vergrößern, namentlich den Buchhandel und das Pumpgeschäft, die beide noch ganz in den Anfängen steckten. Schon von früher her wusste ich, dass in den katholischen Dörfern der Molotschna und in weiteren Gebieten mit katholischen Siedlungen ein empfindlicher Mangel an Gesangbüchern herrschte. Das von alters her gebräuchliche Buch war vollständig vergriffen, und es fand sich niemand, der es neu verlegt hätte. Ein Verlagsrecht für das Buch bestand augenscheinlich nicht. Dieser Umstand brachte mich auf den Gedanken, das katholische Gesangbuch drucken zu lassen. Nach Rücksprache mit Pfarrer Schamné in Heidelberg, der mit diesem Gedanken sehr sympathisierte, und nachdem ich bei einer Rundreise durch etwa 20 katholische Dörfer des Südens den etwaigen Bedarf festgestellt hatte, entschloss ich mich zu dem Wagnis. Denn ein Wagnis war es, und zwar ein großes. Das Buch umfasste etwa 40 Bogen. Um es billig herzustellen, musste eine Auflage von mindestens 5 000 Exemplaren gedruckt werden, und das kostete einen Haufen Geld, das ich zudem nicht hatte. Dass ich das Geld zum Druck des Buches von

<sup>23</sup> Das russische Längenmaß Werst entsprach 1,0668 km.

irgendwo geliehen bekäme, war mir sicher, aber wie es zurückzahlen, wenn die Sache schiefging, wenn der Absatz hinter den Erwartungen zurückblieb, das war doch eine gewisse Sorge. Jedoch, dem Mutigen gehört die Welt, ich wagte die Sache, umso mehr als auch meine Mutter damit einverstanden war.

## Geschäftsreise nach Deutschland

Dass ich das Gesangbuch am billigsten und schnellsten in Deutschland gedruckt bekomme, war mir klar. Von unserem Geschäftsfreund, dem Buchhändler Peter Lötkemann in Halbstadt, der in Leipzig das mennonitische Gesangbuch hatte drucken lassen, bekam ich ein Empfehlungsschreiben an die Buchdruckerei Ackermann und Glaser in Leipzig. Nun besorgte ich mir aus der Gouvernementskanzlei in Simferopol einen Reisepass ins Ausland und trat wohlgemut meine erste Reise nach Deutschland, dem Lande meiner Sehnsucht an. Die Reise ging über Odessa, Wolotschik (russisch-österreichische Grenze), Lemberg, Krakau und bei Oswiecim über die

Grenze nach Deutschland, wo ich zunächst in Dresden einen Tag Aufenthalt nahm bei einem Bekannten namens Jantzen, der dort studierte und dem ich von seinem Onkel Heideck Grüße und ein Paket Tabak mitgebracht hatte. Da ich nicht mit dem Schnellzug gereist war, so brauchte ich zur Reise von Prischib bis Dresden sechs Tage. Die Reise brachte mir viele neue Eindrücke und kleine Erlebnisse, die zu schildern zu weit führen würde. Jantzen zeigte mir die schönsten Punkte im Zentrum Dresdens. Auf der Brühl'schen Terrasse in dem großen Elb-Restaurant mit weitem Blick auf die Elbe tranken wir Kaffee. Abends gingen wir in das Stammlokal von Jantzens Korporation. Da war bereits eine ansehnliche Zahl seiner Corpsbrüder an einem großen runden Tische beim Bier versammelt. Nachdem ich bekannt gemacht worden war, nahmen auch wir Platz an diesem Tisch. Einer der Studenten gebot „EX“, worauf alle ihre Biergläser vollends leerten. Darauf brachte die Kellnerin der ganzen Tischrunde Bier, auch uns, und der wortführende Student hielt eine kleine Begrüßungsansprache an mich, die er damit schloss, dass er seine Kommilitonen aufforderte, mir zu Ehren einen „Salamander“ zu



Dresden zu Beginn des 20. Jahrhunderts.



reiben. Das war mir nun etwas ganz Neues und brachte mich für einen Moment in Verlegenheit, als alle anfangen, ihre Biergläser kreisförmig auf dem Tische herumzureiben, wozu sie ein Lied sangen. Ich fand mich aber rasch zurecht, und als das Lied zu Ende war und alle ihre Gläserdeckel hoben und mir zutranken, da wusste ich, dass es jetzt an der Zeit war, mitzumachen. Als ein kräftiger Schluck getrunken war, klappten alle auf Kommando die Deckel zu, was ich instinktiv mitmachte. Nach einigen Minuten erhob ich mich und sprach mit einigen Worten meinen Dank aus für die Begrüßung und die hohe Ehre, die mir mit dem Salamander erwiesen worden war. Als wir spät nach Hause in Jantzens Bude gingen, spürte ich recht gut, dass ich in Studentengesellschaft gewesen war und schlief diese Nacht – ohnehin müde von der Reise – wie ein Murmeltier.

Am nächsten Tage reiste ich dann weiter nach Leipzig, dem Ziel meiner Reise. Dort stieg ich im Hotel „Löbe“ ab. Beim Umkleiden machte ich eine nette Entdeckung. Meine Mutter hatte mir nämlich das Geld, das ich mitgenommen hatte, im Brustteil meines Hemdes eingenäht. Dies Hemd hatte ich nun während der ganzen Reise am Leibe getragen und zog es nur in Leipzig aus. Ich trennte das wohlerhaltene Geld aus dem Hemd heraus und sah bei dieser Gelegenheit, dass das Hemd doch recht schmutzig geworden war, und bei noch näherer Besichtigung entdeckte ich, dass sich einige Einwohner in den Falten eingenistet hatten – kleine Tierchen mit einem schwarzen Strich auf dem Rücken, die mir bisher nur vom Hörensagen bekannt waren. Nun war mir auch das Jucken erklärlich, das mir die letzten Tage aufgefallen war. Durch eingehende Untersuchung meiner ganzen Unterwäsche und der Kleider konnte ich feststellen, dass einstweilen nur das Hemd von den Lausekerlen besetzt war. Ich nahm sofort ein Reinigungsbad und beförderte das infizierte Hemd in den Abtritt. Damit war dieses Erlebnis, das mich in ziemliche Aufregung versetzt hatte, beendet, denn mehrmalige genaue Inspektion meiner Kleider ergab, dass keine Gäste drin waren.

Mein erster Ausgang in Leipzig war zur Buchdruckerei Ackermann und Glaser. In den beiden Besitzern lernte ich zwei gemütliche Sachsen kennen, und ich konnte die Drucklegung des katholischen Gesangbuches zu ganz günstigen Be-

dingungen abschließen. Auch in späteren Jahren habe ich noch einige kleinere Schulbücher drucken lassen und blieb lange Jahre mit ihr in geschäftlicher Verbindung. Gleichzeitig knüpfte ich auch mit der I. C. Hinrichs'schen Buchhandlung auf der Grimma'schen Straße Geschäftsverbindung an. Bisher hatten wir fast alle Bücher reichsdeutscher Verleger von Schleicher aus Odessa bezogen, was erstens umständlicher und zweitens auch wesentlich teurer war. Besitzer der I. C. Hinrichs'schen Buchhandlung ist die Familie Rost. Ich lernte noch den alten Herrn Rost kennen. Dessen ältester Sohn leitete den Verlag, ist aber bereits vor Jahren verstorben. Der jüngere Sohn David leitete und leitet bis zum heutigen Tage noch die Sortimentbuchhandlung, und mit ihm hatte ich in der Hauptsache zu tun. Annähernd 25 Jahre stand ich in angenehmem geschäftlichen Verkehr mit dieser Firma, die mich außerordentlich reell und gewissenhaft belieferte. Durch meine häufigen Besuche Deutschlands in späteren Jahren hat sich auch ein persönliches angenehmes Verhältnis zwischen uns gebildet, ich war auch mehrmals in der Familie zu Tisch geladen. Der weitere Ausbau meiner Buchhandlung veranlasste mich schließlich doch, die langjährige angenehme Geschäftsverbindung mit Hinrichs eingehen zu lassen, um in direktem Verkehr mit den gesamten deutschen Verlegern zu treten. Ich bezog fortan einen großen Teil meines Bedarfs aus dem Barsortiment Volkmar in Leipzig, der auch gleichzeitig mein Kommissionär war. Mit dieser Firma arbeitete ich – mit Unterbrechung durch den Weltkrieg – bis zu unserer Ausreise aus Russland zu meiner vollsten Zufriedenheit.

Auch sonst knüpfte ich bei meinem ersten Besuch in Leipzig noch verschiedene Geschäftsverbindungen an, unter anderem mit der Papiergroßhandlung Graul und Pöhl und machte auch gleichzeitig Einkäufe. Nachdem ich in Leipzig meine geschäftlichen Angelegenheiten geregelt hatte, machte ich einen Abstecher nach Gispersleben bei Erfurt, um den bekannten Bienenzüchter Günther aufzusuchen. Ich hatte von zu Hause dazu die Anregung vom alten Maurermeister Trautmann bekommen, der sich mit Bienenzucht befasste und der mich beauftragte, ihm einen Berlepp'schen Rähmchenrumpf, eine Schleuderpresse, Wabenpresse und anderes mehr zu kaufen. Ich tat das um so lieber, als auch wir zu Hau-

se schon einige Bienenstöcke und Schwager Bosert sogar einen ganz ansehnlichen Bienenstand hatten. Die Strecke von Erfurt bis Gispersleben ging ich zu Fuß. Ich war in Erfurt aus dem Zuge gestiegen, um ein Glas Bier zu trinken, da es sehr heiß war. Bis ich wieder aus dem Bahnhof herauskam, war mein Zug weg, und da nicht sehr bald ein Zug in dieser Richtung fuhr, so machte ich mich per pedes apostolorum auf den andert-halbständigen Weg. Die Landstraße war sehr gut und von beiden Seiten meistens mit Kirschbäumen bepflanzt. Da es gerade in der Reifezeit der Kirschen war und überall am Wege Kirschen gepflückt und verkauft wurden, konnte auch ich mich an den schönen Früchten laben. Nachdem ich die Günther'sche Bienenzucht mit Interesse in Augenschein genommen und die Gegenstände für Trautmann gekauft hatte, fuhr ich nach Leipzig zurück.

## Abstecher nach Berlin

Mit meinen Geschäften war ich nun fertig, jetzt galt es noch, meinen Freund Hermann Borm aufzusuchen, der in Deutschland seinen Militärdienst ableistete und zu dieser Zeit gerade in Spandau bei Berlin auf der Schießschule war. So

reiste ich von Leipzig nach Berlin. An Hermann hatte ich vorher geschrieben, wann ich dort ein-treffen würde, es war an einem Sonnabend. Er konnte sich für den Nachmittag frei machen, kam nach Berlin und so zeigte er mir noch einen großen Teil des Zentrums von Berlin. Der Eindruck, den ich von all den großen Bauten und Baudenk-mälern wie Reichstagsgebäude, Siegessäule, Bran-denburger Tor, Dom und vielen anderen erhielt, war ein überwältigender und stellte alles, was ich bisher gesehen hatte – selbst Dresden – in den Schatten. Zur Nacht fuhr ich mit Hermann nach Spandau und übernachtete, ganz regelwidrig, bei ihm in der Kaserne. Am Sonntag hatte Hermann ganz frei und wir fuhren wieder nach Berlin, be-suchten dort unter anderem das Zeughaus neben der Hauptwache, in welchem all die alten Fahnen, Waffen und militärischen Ausrüstungs-gegenstände sowie die in den Kriegen erbeuteten Fahnen und so weiter aus älterer Vergangenheit und vom Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 zu sehen waren, was meine Erinnerung an den als 11-jähriger Bursch miterlebten 70/71er-Krieg mächtig aufleben ließ. Aber das allerwertvollste Erlebnis in Berlin war mir, dass ich den alten Kaiser Wilhelm I. zu sehen bekam. Mittags um 12 Uhr, als vor der Hauptwache die Ablösung an-trat, zeigte er sich an dem bekannten histori-



Das Berliner Stadtschloss Ende des 19. Jahrhunderts.

schen Fenster des königlichen Schlosses. Wir hatten uns rechtzeitig in Erwartung dieses Ereignisses auf gutem Platz beim Denkmal Friedrich des Großen postiert, und als sich der Kaiser, den ich sehr gut sehen konnte, am Fenster zeigte, erscholl ein vieltausendstimmiges Hurra und ein Hüteschwenken der Volksmenge auf der Straße Unter den Linden, und ich war gewiss einer der lautesten Schreier unter ihnen.

## Rückkehr nach Russland

Doch nun hieß es wieder zurück nach Russland. Ich war voller Bewunderung alles dessen, was ich in Deutschland gesehen und erlebt hatte. Ganz besonders imponierte mir das stramme, forsch Wesen der Bahnbeamten und das überaus pünktliche und rasche Fahren der Eisenbahnzüge. Aufenthalte von einer Minute und weniger auf einer Haltestelle waren mir von Russland her nicht bekannt gewesen, und Zugverspätungen waren in Deutschland eine außergewöhnliche Seltenheit, genau das umgekehrte Verhältnis wie in Russland. Ebenso fiel mir die große Reinlichkeit sowohl in den Eisenbahnwagen und auf den Bahnhöfen als auch sonst im Lande auf. Dies kam mir ganz besonders zum Bewusstsein, als ich die deutsche Grenze wieder überschritten hatte und nach Polen hineingekommen war, wo die Eisenbahnwagen von Schmutz starrten und man die Aborte mithilfe des Riechorgans auffinden konnte. In Alexandrowo war Zollrevision, die glatt vonstatten ging, da ich eigentlich nichts Zollpflichtiges hatte. Dort trank ich nach langer Zeit wieder Tee, den ich in Deutschland doch etwas vermisst hatte. Dann ging es weiter nach Warschau, wo ich einige Einkäufe (Leder, Pappe, Papier und so weiter) für das Geschäft machte. Warschau ist eine schöne Stadt, leider kann sie in Bezug auf Sauberkeit einen Vergleich mit einer deutschen Stadt nicht aushalten. Ganz besonders miserabel fand ich das Straßenpflaster, das unter aller Kritik schlecht war. Die Fuhrleute (Iswochtschiki), fast durchweg Juden, zerlumpt, schmutzig, die Pferde Klepper, dass es ein Jammer war, sie anzusehen; eine Fahrt durch die Stadt auf den schlechten Straßen war mit solchem Gefährt eine Marter. Nach zweitägigem Aufenthalt hatte ich meine geschäftlichen Angelegenheiten erledigt und fuhr dann auf dem nächsten Wege nach Hause nach Prischib zurück.

## Zurück im Alltag

Dort begann dann wieder der Alltag mit seinen Mühen, seinen kleinen und größeren Sorgen um all die Dinge, die uns zum Leben so notwendig erscheinen. Viel Freuden und Abwechslung gab es ja im Dorfleben nicht, damals schon gar nicht. Namentlich fehlte es an den Winterabenden an geeigneter geistiger Anregung, sodass es nicht ausbleiben konnte, dass auch ich statt besserer, edlerer Beschäftigung in freier Zeit mich stark mit dem Kartenspiel befasste, das im Allgemeinen in den deutschen Dörfern sehr Eingang gefunden hatte. Manche Stunde habe ich an Winterabenden mit Karten- und Billardspiel zugebracht. Nur in den Sommermonaten, wenn unsere Studenten zu Hause waren, trat in der Beziehung eine angenehme Änderung ein, sie brachten doch etwas Leben in unseren nüchternen Alltag.

In jenen Jahren waren recht viele junge Leute aus den Molotschnaer deutschen Dörfern zum Studium auswärts, und zwar gab es davon zwei ganz verschiedene Gruppen. Eine, die nach beendeter Gymnasialbildung ihr Studium auf russischen Universitäten fortsetzte – dazu gehörten meine Freunde Jakob Schwartz, Adam Walter, et was später auch mein Bruder Albert und andere. Die zweite Gruppe bildeten diejenigen, die nach erhaltener Vorbildung ihr Studium auf der deutschen Universität in Dorpat (Jurjew) und dem Politechnikum in Riga fortsetzten. Zu dieser zweiten Gruppe gehörten meine Freunde Nikolai Käfer, Liberius Böhning, Friedrich Amman und mein Bruder Fritz. Während die erste Gruppe ihr Studium in russischen Städten und in russischer Sprache machte und daher naturgemäß stärker auf die russische Sitte eingestellt war, orientierte sich die zweite Gruppe, die in baltisch-deutschen Städten und in deutscher Sprache ihrem Studium oblag, mehr auf die deutsche Sitte. Das gab zwischen diesen beiden Gruppen, wenn sie sommers in den Heimatdörfern waren, manchmal kleine Konflikte, wenn sich bei einer gemeinsamen Kneipe die Köpfe etwas erhitzt hatten. Im Allgemeinen kamen die verschiedenen Parteien wenig miteinander in Berührung. In unserem Hause aber, wo durch meine Brüder beide Gruppen vertreten waren, fand sich häufig bald die eine, bald die andere Gruppe zusammen, und es war dann immer sehr gemütlich, und ich bekam durch sie viel Anregung. Auf Einzelheiten komme ich gelegentlich zu sprechen.

## Kampf gegen örtliche Missstände

*Es ist ja natürlich, dass sich unsere in der Ausbildung begriffene Jugend, und ich mit ihr, auch mit den örtlichen Problemen in den Dorfgemeinden befasste, umso mehr als in der Gebietsverwaltung und in den Schulen nicht alles so stand, wie es wünschenswert gewesen wäre. Namentlich war man allgemein mit den Zuständen auf dem Prischiber Gebietsamt und in der Zentralschule unzufrieden. Wir waren uns darin einig, dass wir hier etwas unternehmen müssen, und gelegentlich einer Besprechung in dieser Angelegenheit sagte Schwartz: „Es bleibt uns nichts übrig, einer muss sich opfern für das Gesamtwohl!“ Damit war zum Ausdruck gebracht worden, welche Gefahr für denjenigen bestand, der sich gegen das herrschende System und die dafür verantwortlichen Persönlichkeiten auflehnte. Niemand von den älteren Männern wagte es, sich dem Zorn und der Rache dieser Leute auszusetzen. Es war der vorwärtstrebenden Jugend vorbehalten, einzugreifen und den ersten Schritt zu tun.*

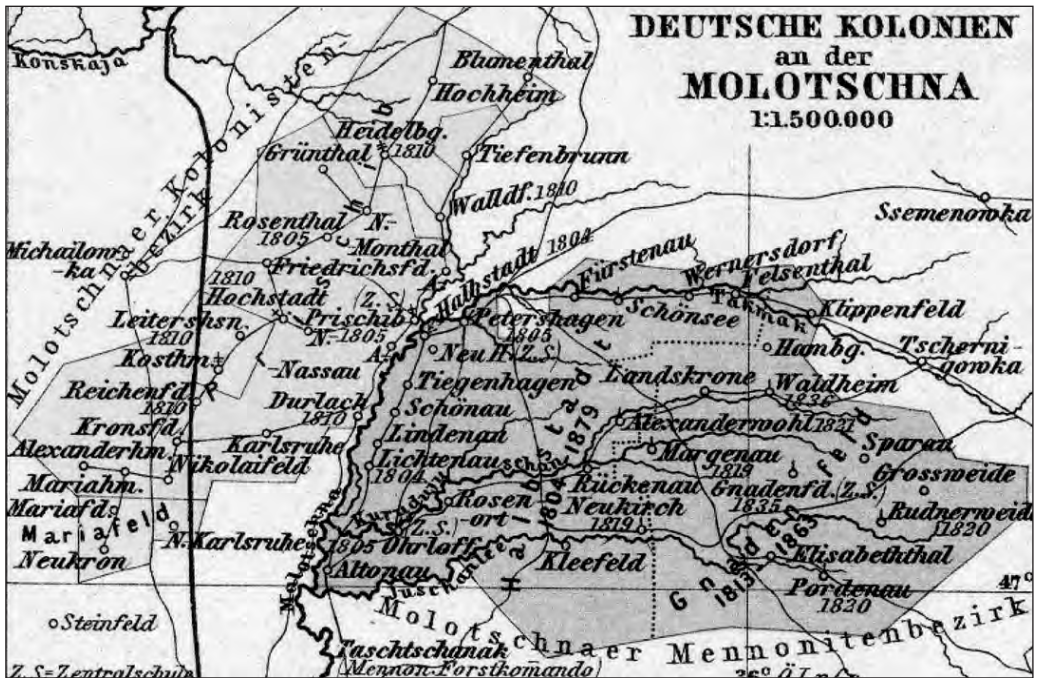
*Die „Odessaer Zeitung“ bildete das öffentliche Sprachrohr für alle Angelegenheiten der deutschen Dörfer. Sie brachte Originalartikel und trat schonungslos und mutig auf gegen all die Schäden, die in den Dörfern und in deren Verwaltung eingerissen waren. Es erschienen in jenen Jahren eine Reihe von Artikeln über die Zustände in Prischib, die von Jakob Schwartz stammten und die die betreffenden führenden Persönlichkeiten in Prischib stark angriffen. Mehrere meiner Schulfreunde, zum Beispiel Wilhelm Reschke sowie auch ich, standen mit Schwartz, der in Odessa studierte, in ständigem Briefwechsel und berichteten über die örtlichen Ereignisse. Später schrieb dann aber fast ausschließlich all diese Artikel Hermann Böhlau unter dem Namen „Zacharias Kurz“. Er hatte eine gewandte und scharfe Feder, und kann als mein Lehrmeister in der Federführung gelten, die ich in den folgenden Jahren in dem schweren Kampf, den ich in der Öffentlichkeit gegen die Missbräuche in Prischib anzuwenden genötigt war.*

## Große Macht des Gebietsschreibers Heine

*Um all das verständlich zu machen, was diesen Kampf hervorgerufen hat, in dem ich als Vor-*

*kämpfer nahezu 40 Jahre an erster Stelle stand, muss ich etwas eingehender auf Verhältnisse eingehen, wie sie in den 1880er-Jahren in dem Prischiber Gebiet bestanden. Das Gebiet, das sich aus 19 evangelischen und 8 katholischen Dörfern zusammensetzt, hat einen Gebietsvorsteher (Oberschulz genannt), der von der allgemeinen Gebietsversammlung (S'chod) gewählt wird. Dieser S'chod stellt sich zusammen aus Vertretern der einzelnen Dörfer, die ihrerseits von der Dorfgemeinde gewählt werden. Da das Prischiber Gebiet einen gemeinsamen Besitz, das 6 500 Dess. umfassende sogenannte Schäfereländ mit dem Kugenfelder Gebiet hatte, so wurden von Zeit zu Zeit kombinierte Gebietsversammlungen dieser zwei Gebiete einberufen, wenn es sich um Fragen dieses gemeinsamen Besitzes handelte.*

*Die Seele der Gebietsverwaltung war aber nicht etwa der jeweilige Oberschulz, der immer nur für drei Jahre gewählt und nach Ablauf selten wiedergewählt wurde, sondern der Gebietschreiber. Diesen Posten hatte seit langen Jahren Friedrich Heine sen. inne und nutzte ihn weidlich über 40 Jahre für seinen und seiner Sippe Vorteil aus. Dieser Heine war in jungen Jahren Büroschreiber bei Falz-Fein gewesen, kam dann als Schreiber zum Inspektor der deutschen Kolonien, der seinen Sitz in Prischib hatte. Als diese Inspektion nach Auflösung des Odessaer Komitees einging, wurde Heine Gebietsschreiber in Prischib. Das mag so etwa Ende der 1860er-Jahre gewesen sein. Da Heine durch seine frühere Tätigkeit in der Inspektionskanzlei zweifellos gute Kenntnisse der örtlichen Verhältnisse und der Kolonisten gesetzt hatte, so konnte er mit Erfolg die Geschäftsführung der Gebietsverwaltung leiten, was ihm bald großen Anhang brachte und wodurch er sich für jeden neu gewählten Oberschulzen sozusagen unentbehrlich machte. Dieses Machtbewusstsein ließ ihn mit der Zeit so herrschsüchtig werden, dass niemand gegen ihn auftreten konnte. Wer sich trotzdem gegen ihn aufzulehnen versuchte, der wurde durch Heines Intrigen in kürzester Frist kaltgestellt. Durch diese Macht – er wurde in den Kolonien der „Allmächtige Gebietsschreiber“ genannt – brachte er es auch zustande, dass das gesamte Personal des Gebietsamtes von ihm abhängig war, und so hatte er denn bald nur Personal um sich, das aus seiner Sippe kam. Ja, mit der Zeit brachte er es sogar fertig, dass er für eine ihm von S'chod bewilligte*



Auf der Karte von 1897 liegen die Dörfer der deutschen Kolonisten (Molotschnaer Kolonistenbezirk) links vom Fluss Moltoschna, die Dörfer der Mennoniten (Molotschnaer Mennonitenbezirk) rechts davon.

Pauschalsumme den ganzen Kanzleibetrieb für seine Rechnung übernahm. Von da ab entlohnte er selbst die Angestellten nach eigenem Ermessen, entließ jeden, der ihm nicht passte, um seine eigenen Söhne auf die frei gewordenen Plätze zu setzen. Es mag hier schon erwähnt werden, dass nach jahrelangen Kämpfen, als es endlich gelang, dieses Monopol zu brechen, nicht weniger als vier seiner Söhne die besten Posten innehatten. Doch bis zu diesem Resultat war es ein weiter Weg.

Aber nicht nur im Gebietsamt übte Heine seine Macht aus, sondern auch in den Angelegenheiten der Zentralschule. Er hatte im Schulrat die maßgebendste Stimme, niemand wagte es, ihm zu widersprechen, und so fanden nur solche Lehrer Anstellung, die ihm genehm waren. Als sein Sohn Friedrich sich mit der Tochter Ida des Hauptlehrers Heinrichs verheiratet hatte, brachte es Heine sen. fertig, diesen seinen Sohn als Lehrer der russischen Sprache in die Zentralschule einzuschmuggeln. Es muss hier gesagt werden, dass der alte Heine, wenn auch nicht gerade klug, so doch ein großer Schlaufuchs war, während alle seine Sprösslinge nicht einmal diese Eigenschaft von ihrem Vater ge-

erbt hatten. Sie schlugen bezüglich ihrer geistigen Fähigkeiten ganz nach der mütterlichen Verwandtschaft, die als geistig nicht besonders hochstehend bekannt war. Und gerade dieser Sohn Friedrich, der nun als Jungbildner fungieren sollte, hatte nicht schwer an seiner Weisheit und seinen Kenntnissen zu tragen. Dass eine solche Persönlichkeit ganz ungeeignet war, den wichtigen Posten des Lehrers der russischen Sprache zu bekleiden, war allen Einsichtigen klar. Aber niemand von den mitverantwortlichen Personen hatte den Mut, sich gegen den alten Heine aufzulehnen. Diese Anstellung des Friedrich Heine jr. zum Lehrer an der Zentralschule gab denn auch den ersten Anstoß zur Auflehnung gegen die Gewaltherrschaft des alten Heine. Der Kampf begann, wie schon gesagt, durch Artikel in der „Odessaer Zeitung“, die durch Schwartz und Böhlau verfasst und von mir, Reschke und anderen inspiriert waren. Ich bedauere ja so unendlich, dass mir das ganze reiche Material an Dokumenten, Briefen, Zeitungsartikeln und so weiter durch unsere Flucht nach Deutschland verloren ging. Ich hatte in meinem Büroschrank eine besondere große

Schublade mit der Aufschrift „Kampf gegen Heine“, in welcher alles Material aufbewahrt wurde. Ich hätte dies Material umso notwendiger, wenn ich den Plan noch zur Ausführung bringen sollte, eine Geschichte der Entstehung und der Verwaltung des Schäferkapitals niederzuschreiben. So aber bin ich nun ganz auf mein Gedächtnis angewiesen.

## Zwei rivalisierende Familiensippen

Zum besseren Verständnis der dorfpolitischen Machtverhältnisse muss ich noch erwähnen, dass es in den Prischiber Dörfern sozusagen zwei große Parteien gab, die Glöckler'sche und die Dillmann'sche. Die beiden Familiengruppen waren zahlreich in fast allen evangelischen Dörfern der Molotschna vertreten und hatten auch entsprechenden Anhang. Der Gegensatz zwischen diesen beiden größten Familiengruppen ist entstanden, als Martin Glöckler aus Prischib Oberschulz geworden war. Während seiner Amtsperiode, etwa Ende der 1860er-Jahre, wurde aus Mitteln des Schäferkapitals von Graf Kotschubey im Cherson'schen Gouvernement ein Landgut mit lebendem und totem Inventar gekauft, auf welchem Land landlose Kolonistensöhne aus dem Prischiber und Eugenfelder Gebiet angesiedelt wurden.<sup>24</sup>

Bei diesem Kauf soll es nicht mit rechten Dingen zugegangen sein. Man sagte dem Oberschulzen Glöckler nach, dass er beim Verkauf des Inventars den größten Teil des erlösten Geldes in seine eigene Tasche hatte fließen lassen. Friedrich Dillmann war zu jener Zeit Beisitzer im Gebietsamt (es bestand dazumal ein aus drei Personen bestehender Beirat in der Gebietsverwaltung) und auf seine Veranlassung wurde eine Untersuchungskommission eingesetzt, die das Geschäftsgabaren des Oberschulzen Glöckler nachprüfte. Das Ergebnis war, dass eine Unterschlagung von rund 30 000 Rubeln heraus gerechnet wurde. Gegen Glöckler wurde ein gerichtliches Verfahren eingeleitet, das sich viele Jahre hinzog, in den ersten Instanzen auch zur Verurteilung des Glöckler führte, zum Schluss aber in der letzten

Instanz, nachdem der Beklagte ungeheure Summen an erstklassige Rechtsanwälte ausgegeben hatte, die ihn fast zum Bettler machten, erfolgte sein Freispruch. Es wurde behauptet, dass Heine, der ja damals bereits Gebietschreiber war, durch sein Zeugnis Glöckler gerettet hatte, was die Vermutung aufkommen ließ, dass auch Heine etwas von dem Kotschu-beyer Honig in seinen Topf bekommen hatte. Aus diesen Zusammenhängen erklärt sich die große Freundschaft, die zwischen den Familien Glöckler und Heine bestand.

Die unterlegene Partei ist ja bekanntlich immer im Unrecht, und so kam es, dass die Dillmann'sche Partei gegenüber der Glöckler'schen stark zurückging, und die Macht der letzteren mit Heine an der Spitze immer stärker wurde. Da ich mehr zu der Familiengruppe Dillmann stand, namentlich auch mit dem alten Friedrich Dillmann (Fritz genannt) sehr gut Freund war, so kam ich, als die ersten Zeitungsartikel erschienen, in den Verdacht, diesen nahezustehen. Immerhin aber wusste niemand etwas Bestimmtes, um etwa offen gegen mich vorgehen zu können, aber der alte Intrigant kannte Mittel und Wege genug und benutzte sie auch, um mir zu schaden, wo er nur konnte. Ich sollte ja bald seine Macht zu fühlen bekommen.

## Behördliche Genehmigung zur Eröffnung eines Buchhandels

Zur Legalisierung meines Buchhandels, der allmählich sich vergrößert hatte, musste ich nun auch die erforderliche behördliche Genehmigung einholen, was bislang nicht geschehen war. Ich richtete darum ein Gesuch an den Taurischen Gouverneur mit der Bitte um Genehmigung zur Eröffnung einer Buchhandlung in Prischib.<sup>25</sup> Auf dies Gesuch hin erfolgte auf dem Instanzenwege durch die Polizei eine Anfrage im Prischiber Gebietsamt über meine politische und sonstige Zuverlässigkeit. Ich wusste aber hiervon natürlich nichts. Eines schönen Tages kam aus Michailowka der Starowoi Pristav Bortnjansky nach Prischib und ließ mich in sein Quartier zitieren. Ich war ihm ganz flüchtig bekannt. Er teilte mir nun

<sup>24</sup> Das Gouvernement Cherson war eine 1802 gegründete Verwaltungseinheit im südwestlichen russischen Zarenreich am Schwarzen Meer (heute mehrheitlich zur Ukraine gehörend).

<sup>25</sup> Das Gouvernement Taurien im südwestlichen Russland wurde 1802 eingerichtet. Es umfasste die Halbinsel Krim und die Steppengebiete nördlich davon bis zum Dnjepr.

mit, dass mein Gesuch wegen der Buchhandlung ihn nach Prischib geführt habe, denn er habe auf Befehl der vorgesetzten Behörde eine Erkundigung über mich im Prischiber Gebietsamt eingeholt, die aber so ausgefallen sei, dass, wenn er sie absende, mir nicht nur keine Buchhandlung genehmigt würde, sondern ich auch als politisch unzuverlässig gestempelt und damit großen Unannehmlichkeiten ausgesetzt wäre. Er sei deshalb selbst nach Prischib gekommen, um sich persönlich über meine Zuverlässigkeit zu erkundigen, ich solle ihm eine Anzahl Personen nennen, die auch ihm bekannt seien und die über mich Auskunft geben könnten. Dabei ging er in seinem Entgegenkommen so weit, dass er mir sogar das Schriftstück, das er vom Gebietsamt erhalten hatte, zu lesen gab. Es lässt sich ja gut denken, welcher Schreck mir bei dieser Eröffnung durch die Glieder gefahren war und welche Gefühle mich beherrschten, als ich dies ganz gemeine, verlogene und niederträchtige Schriftstück gelesen hatte, das von Karl Heine in sauberster Handschrift geschrieben und von Oberschulz Hardok unterschrieben war. Aufgesetzt hatte es natürlich der alte Heine, das unterlag für mich keinem Zweifel.

Was alles drin stand, kann ich heute nicht mehr genau sagen, ich hatte das Schriftstück ja nur ganz kurze Zeit zum Durchlesen in der Hand und war zudem noch ziemlich aufgeregt. Nur so viel erinnere ich mich noch gut, dass gesagt war, ich sei ein ganz unzuverlässiger Mensch, der sich gegen die Obrigkeit auflehnt, der Beziehungen zu der Studentenschaft unterhalte, und der auch bereits ins Ausland gereist sei aus ganz undurchsichtigen Gründen. Auch stände ich mit dem Ausland und mit den Studenten in regem Briefwechsel, zu welchem Zweck, das sei dem Amt nicht bekannt, und anderes mehr. Also an sich ganz harmlose und leicht nachzuprüfende Sachen wurden in dem Schriftstück in ganz gemeiner, infamer hinterlistiger Weise so umgedeutet, dass daraus politische Unzuverlässigkeit für meine Person zustande kam. Und was das zu allen Zeiten in Russland für den Betroffenen bedeutete, weiß jedermann! Ich nannte dem Pristav einige meiner guten Bekannten, die er dann auch zur Aussprache rufen ließ. Im Resultat erhielt ich nach etwa zwei bis drei Wochen die offizielle behördliche Genehmigung zur Eröffnung einer Buchhandlung, und zwar durch das Gebietsamt, wo mir das Dokument gegen Unterschrift ausgehändigt wurde.

Nachdem dem alten Schlaufuchs dieser erste Schlag dank der Wohlanständigkeit und Klugheit des russischen Beamten, der ja durchschaut hatte, dass die Auskunft über mich eine persönliche Spitze trug, misslungen war, hatte er bald Gelegenheit, den zweiten Schlag zu führen, der allerdings besser gelang.



Werbeanzeige der Buchhandlung Gottlieb Schaad.

## Gesuch um Aufnahme in den russischen Staatsverband

Wie schon früher erwähnt, hatte mein Vater die russische Staatsangehörigkeit angenommen und die Dorfgemeinde Prischib hatte durch Gemeindespruch auch uns Kinder alle mit aufgenommen. Ich war zu der Zeit bereits über die Militärdienstpflicht hinausgewachsen und kam so, ganz ohne mein Dazutun, um die Militärpflicht herum. Mein jüngerer Bruder Fritz aber wurde in die Rekrutenliste des Prischiber Gebietsamts eingetragen. Als der Vorsitzende der Rekrutierungskommission, Adelsmarschall Rychow, diese Liste bekam, und sie mit seinen Listen verglich, stellte er fest, dass bei ihm kein Schaad eingetragen sei.

Auf Anfrage beim Prischiber Gebietsamt erklärte Heine den Sachverhalt. Darauf verfügte Rychow, dass mein Bruder aus der Liste gestrichen werde, da er zu Unrecht eingetragen sei, denn nach dem Gesetz seien nur die nachgeworfenen Kinder russische Staatsangehörige, die anderen Kinder aber müssten, sofern sie die russische Staatsangehörigkeit annehmen wollen, jedes für sich selbst nach erreichter Volljährigkeit bei der Regierung darum einkommen. Die Folge davon war, dass wir Geschwister alle wieder aus dem Prischiber Familienregister ausgestrichen werden mussten. Jedes von uns musste nun selbst um seine Aufnahme in den russischen Staatsverband nachsuchen. Zunächst tat ich das und bekam auch nach Ablauf einer gewissen Zeit die Benachrichtigung, dass ich aufgenommen werden könne, wenn ich einen Gemeindevorstand vorstelle, dass ich von einem Gemeindeverband aufgenommen worden bin. Mein Vater war inzwischen schon verstorben. Ich richtete nun ein Gesuch an die Dorfgemeinde Prischib mit der Bitte, mir einen Aufnahmegemeindevorstand auszustellen, wobei ich erwähnte, dass die Dorfgemeinde ja bereits im Jahre 1880 meinen Vater mit der ganzen Familie aufgenommen habe. Was man aber nicht für möglich gehalten hätte, geschah: Die Dorfgemeinde lehnte mein Gesuch, wenn auch mit schwacher Mehrheit, ab und zwar auf offenes gehässiges Betreiben des alten Heine, der samt seinem Anhang in der Gemeindeversammlung mit gemeinen Verdächtigungen gegen mich operierte, wodurch ihm dieser Schurkenstreich gelang. Und ich war das „Opfer“ geworden, von dem Schwartz seinerzeit gesprochen hatte!

Mir blieb nun nichts anderes übrig, als einstweilen, um die mir gegebene Frist nicht zu verpassen, mich in Melitopol als Stadtbürger aufnehmen zu lassen, was denn auch anstandslos geschah. Unter den Prischiber Bauern rumorte es aber bald und bei manchem regte sich das Gewissen, nachdem man sich so recht überlegt hatte, dass es doch eigentlich eine Gemeinheit war, dass man mich, nachdem mein Vater nicht mehr da war, auf das eigensüchtige Betreiben des Heine mit seiner Clique sozusagen ausgestoßen hatte. Es wurde mir von vielen Seiten gesagt, dass das so nicht bleiben dürfe, und dass ich nur eine geeignete Zeit abwarten soll, und dann von Neuem bei der Gemeinde um die Aufnahme einkommen solle. Es vergingen tatsächlich kaum anderthalb bis zwei

Jahre, bis sich die Verhältnisse in der Dorfgemeinde so zu meinen Gunsten geändert hatten, dass der Dorfälteste (Dorfschulz) mir eines schönen Tages sagte, ich solle jetzt bei der Gemeinde um die Aufnahme einkommen, jetzt würde der Gemeindevorstand ganz bestimmt zustande kommen. Und so geschah es auch. In dieser denkwürdigen Gemeindeversammlung war ich auf Wunsch meiner Freunde selbst anwesend. Meine Gegner versuchten zwar nochmals eine Ablehnung durchzusetzen, Karl Heine zum Beispiel sagte: „Was wolle mer denn mit dem Schaad in unserer Gmoind, der passt jo gar net zu uns.“ Aber das nutzte alles nichts, der Gemeindevorstand kam mit großer Mehrheit zustande. Nach der Gemeindeversammlung ging man gewohnheitsgemäß in die beiden Schenken (Wirtschaften) von Dillmann und Glöckler, und es wurden dort viele Dutzende Flaschen Wein auf meine Gesundheit und für meine Rechnung getrunken, und mancher trug einen ordentlichen Spitz mit nach Hause. Ich musste mich sehr zurückhalten, umso mehr als ich beide Wirtschaften aufsuchen musste, um niemanden zu beleidigen und mit allen gut Freund zu sein. Bei Glöckler waren auch solche Gäste anwesend, die den Gemeindevorstand nicht unterschrieben hatten, sie tranken aber auch feste mit.

Ich war natürlich sehr befriedigt über diesen Ausgang, nahm sofort in Melitopol meine Entlassung, und wurde nun Prischiber Ansiedler und vollberechtigtes Gemeindevorstandsmitglied. Der einzige Schlag, der dem alten Heine durch Überrumpelung gegen mich gelungen war, war nun wieder wettgemacht, es ist ihm und seinen Söhnen und Anhängern in den vielen Jahren des Kampfes nie mehr geglückt, einen Sieg über mich davonzutragen. Stets waren er und die Seinen die Unterlegenen, wie im Weiteren aus der Niederschrift ersichtlich sein wird. Doch zunächst mag das über diese Angelegenheit Gesagte genügen. Ich hatte doch mehr damit zu tun, als mich mit dem alten Heine herumzustritten. Ich muss weiterhin noch oft genug auf den Fall Heine zurückkommen, da er in meinem Leben eine so große Rolle spielte.

## Intensivierung des Pumpengeschäfts

Obwohl ich mit den in Deutschland gedruckten katholischen Gesangbüchern kein wirklich gutes Geschäft machte, da ich das Buch sehr billig ver-



kaufen musste, um die große Auflage absetzen zu können, so ging es doch sowohl mit der Buchbinderei als auch mit dem Buchhandel sichtbar vorwärts. Auch das Pumpengeschäft konnte ich erweitem, was mir insbesondere darum gelang, weil ich statt der teureren aus Hannover bezogenen Pumpen billigere und für unsere Zwecke geeignetere Pumpen amerikanischer Herkunft eingeführt hatte. Gerade durch das Pumpengeschäft kam ich auch mit den mennonitischen Dörfern an der Molotschna in regeren geschäftlichen Verkehr, da in der Molotschna-Niederung die abessinischen Pumpbrunnen leicht und billig hergestellt werden können. Das Grundwasser war meistens schon in genügender Menge in einer Tiefe von 15 bis 20 englischen Fuß vorhanden. Solche Pumpbrunnen habe ich in den Dörfern des Prischiber, Halbstädter und Gnadenfelder Gebiets, selbst in entfernteren Gegenden auch bei russischen Landwirten eine größere Anzahl (mehrere Hundert) hergestellt.

In den deutschen Dörfern bei den Bauern geschah das meist im Pferdestall. Auf einer beliebigen Stelle des Stalles, gewöhnlich aber im Mittelgang gegenüber der Doppelkrippe wurde ein Bohrloch im Durchmesser von zirka acht Zentimetern in den Boden getrieben. Anfangs geschah das mittels eines Drehbohrers, in späteren Jahren benutzte ich dazu einen Stoßbohrer. Wenn das Bohrloch so tief getrieben war, dass sich Wasser zeigte, so wurde eine entsprechend lange Röhre eingeführt, die Pumpe aufgesetzt und zu pumpen versucht. Wenn reichliche Quellen durch das Bohrloch erschlossen waren, so gelang das Pumpen gewöhnlich sehr rasch. War das aber nicht der Fall, so musste durch Nachgießen von Wasser der Pumpe mehr Element zur Verarbeitung zugeführt werden, wodurch sich Schlamm und Erde herauspülten und sich auf dem Quellengrund eine Verbreiterung des Bohrlochs bildete, wodurch mehr Quellen erschlossen wurden. Wenn die Arbeit gut ging, war so ein Brunnen gewöhnlich in zwei bis drei Stunden fix und fertig. In den schwierigsten Fällen dauerte es aber auch manchmal einen ganzen Tag, bis durch Pumpen und Spülen so viele Quellen erschlossen waren, dass genügend Wasser gefördert werden konnte.

Durch geeignete Reklame unterstützt breitete sich mein Tätigkeitsfeld immer weiter aus, auch bis ins Jekaterinoslaw'sche Gouvernement,<sup>26</sup> und es war eine große Ehre für mich, als eines schönen Tages ein persönliches Schreiben der Gräfin Viktor Kankrin eintraf mit der Aufforderung, sie auf ihrem Gut in der Nähe von Alexandrowsk zu besuchen, woselbst sie einige Pumpbrunnen herstellen lassen wollte.<sup>27</sup> Ich folgte natürlich umgehend dem Ruf, sah zum ersten Mal im Leben eine leibhaftige Gräfin, wurde sehr gnädig empfangen, das Geschäft kam zustande und ich erhielt den Auftrag, zwei größere Pumpen für Viehtränken aufzustellen. Als ich dann um einige Zeit mit der Aufstellung der Pumpen, die ich mit der Bahn vorausgeschickt hatte, beginnen wollte, stellte sich heraus, dass die Gutsverwaltung zwar den Frachtschein über das Pumpenmaterial und meinen Brief mit der Anmeldung, wann ich selbst eintreffen werde, erhalten hatte, aber bis zu meiner Ankunft noch keine Anstalten getroffen hatte, die Sendung von der 15 Kilometer entfernten Bahnstation abholen zu lassen. „Nitschewo“, sagte der Gutsverwalter Lissowski zu mir, „jetzt ruhen Sie sich erst mal aus von der Reise, dann speisen wir zu Mittag, unterdessen schicke ich zum Bahnhof nach den Pumpen.“

Ich bekam nun Gelegenheit, das Leben und Treiben auf einer russischen Gutswirtschaft kennenzulernen. Am Nachmittag suchten wir die Plätze auf, wo die Pumpen aufgestellt werden sollten. Diese selbst aber trafen erst am anderen Tage ein. Ich hatte eigentlich damit gerechnet, in zwei Tagen mit der ganzen Arbeit fertig zu sein, aber es kam anders. Auch am dritten Tage konnte ich noch nicht anfangen, immer gab es Ausflüchte, es fehlte an dem und an jenem. Auch waren keine geeigneten Hilfskräfte zur Hand. Auf alle meine Einwendungen musste ich immer das „Nitschewo, uspejem“ hören. Mir konnte es schließlich ja egal sein, wie viel Zeit da verschwendet wurde. Ich hatte außer dem Preis für die Pumpen für die Dauer meines Aufenthalts auf dem Gut ein Taggeld von 3 Rbl. zu erhalten neben freier Verpflegung. Als es endlich so weit war, dass alles beieinander war, auch geeignete Leute zu meiner

<sup>26</sup> Das 1802 gegründete Gouvernement Jekaterinoslaw im südwestlichen Russland grenzte im Westen an das Gouvernement Cherson.

<sup>27</sup> Bei der russischen Gräfin handelt es sich vermutlich um Elisabeta Ivanovna Gräfin Cancrin (1822 bis 1892), Witwe von Viktor Igorovich Graf Cancrin (1825 bis 1882).

Verfügung gestellt waren, wollte ich am vierten Tage morgens beginnen. Ich saß schon am Teetisch als auch der Verwalter erschien. Dem sagte ich, dass jetzt alles so weit fertig ist und jetzt mit der Arbeit gleich begonnen werden kann. Zu meiner großen Überraschung erwiderte der mir aber: „Was fällt Ihnen denn ein, morgen ist doch der Geburtstag der Gräfin, da brauchen wir alle Hände zur Vorbereitung auf das Fest, es muss eine Baracke gebaut werden, wo alle Arbeiter und Angestellte am Geburtstag gespeist werden und sich vergnügen können!“ Na also, ich kann warten.

Nachmittags suchte mich ein Diener der Gräfin auf und überbrachte mir ein duftendes Billet mit der Einladung zur Teilnahme an dem im gräflichen Schloss am Geburtstagsabend stattfindenden Ball und Abendessen. Heiliger Nepomuk! Was jetzt? Mein erster Gedanke war, da gehe ich nicht hin. Ich habe doch gar keine Kleidung hier, um mich in so exklusiver Gesellschaft bewegen zu können. Zudem: Tanzen konnte ich zwar, wie man eben im Dorfe tanzt, aber in solcher Gesellschaft? Nee, das machst Du nicht. Ich suchte den Verwalter auf und sagte ihm, dass ich nicht auf den Ball gehen könne, da ich gar keine Garderobe dazu habe. „Nitschewo! Sie müssen unbedingt kommen, es fehlt sehr an Tänzern und die Gräfin würde Ihr Fernbleiben sehr übel nehmen, wir werden schon einen passenden Anzug für Sie finden.“ Und so war es auch. Am Abend hatte man tatsächlich, woher weiß ich nicht, einen ganz guten und mir passenden Gesellschaftsanzug für mich herbeigeschafft, sodass mir die Teilnahme an den Festlichkeiten möglich gemacht war.

## Auf der Geburtstagsfeier einer russischen Gräfin

Gegen Mittag am Geburtstag versammelte sich alles, was auf dem großen Gut an Personal, Arbeitern und Arbeiterinnen vorhanden war, bei der auf dem Gutshof erstellten Baracke. Verwalter, Aufseher, Büroangestellte und so weiter postierten sich in vorderster Reihe, ich unter ihnen. Dann erschien die Gräfin mit ihrem Hofstaat in großer Aufmachung, um die Gratulationen entgegenzunehmen, wobei sie jedem von uns gnädigst ihre Hand zum Kuss reichte, den sie nach

russischer Sitte mit einem leichten Kuss auf die Stirn des Spenders quittierte. Die Arbeiter und Arbeiterinnen gratulierten mit Kniefall oder tiefen Verbeugungen und die Gräfin dankte ihnen huldvoll mit Worten und Winken mit der Hand. Um einige Zeit entfernte sich die Gräfin mit ihrer Begleitung und das „Volk“ nahm nun Platz um die Tische in der Baracke und labte sich fröhlich und mit gutem Appetit an den gebotenen Genüssen. Mit Gesängen und Tänzern und sonstigem munteren Treiben vergnügten sich die Leutchen dann noch den Nachmittag.

Gegen Abend sollte das Fest im gräflichen Schloss beginnen, und so begab ich mich mit Einbruch der Dunkelheit in Gesellschaft des Verwalters und seiner Angehörigen ins Schloss. Es versammelte sich allmählich eine große Gesellschaft, meistens Gutsbesitzer aus der Umgegend und höhere Beamte aus der Kreisstadt Alexandrowsk. Es wurde ein kleines Lustspiel aufgeführt, und darauf begann der Ball. Getanzt wurde nach der Musik einer kleinen Kapelle, die auch aus Alexandrowsk geholt worden war. Die Gräfin tanzte, trotz ihrer zirka 50 Jahre, sehr viel und gut, ich hatte zweimal die Ehre, von ihr zum Tanz befohlen zu werden und hatte das Gefühl, meine Sache ganz gut gemacht zu haben. Anfangs war es mir ja etwas schwül zumute in der ungewohnten Umgebung, aber das änderte sich bald, umso mehr als ich sah, dass außer mir noch mehr gleichaltrige Elemente sich in dieser Gesellschaft bewegten, die wie ich Neulinge waren. Nach einem ausgezeichneten Abendbrot mit guten Getränken erging man sich etwa eine halbe Stunde in den Schlossanlagen, und dann wurde nochmals bis spät in die Nacht hinein getanzt.

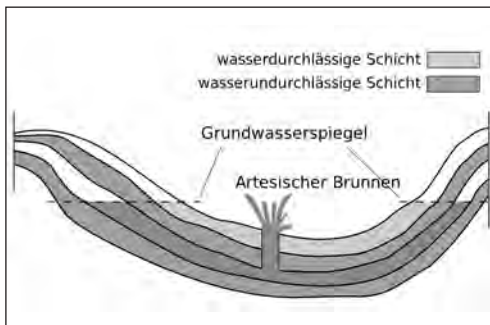
Am nächsten Tag wollte ich dann aber doch endlich einmal energisch an meine Arbeit gehen; aber ich kannte, wie sich herausstellte, die Gepflogenheit auf russischen Gütern noch zu wenig. Jetzt musste doch erst wieder alles abgeräumt werden, was zum Fest aufgebaut worden war und so verging nochmals ein Tag. Schließlich gab es aber doch endlich wenigstens einmal einen Anfang. Aber wenn ich geglaubt hatte, dass ich nun in ein bis zwei Tagen fertig sein würde, so war auch das ein Irrtum. Es gab so viel unerwartete, zum Teil nichtige Hemmungen, dass fast eine Woche draufging, bis die beiden Pumpen an Ort und Stelle in Funktion gebracht worden waren. So hatte ich beinahe zwei Wochen mit einer

Arbeit vertrödelt, die unter normalen Verhältnissen kaum zwei Tage beansprucht hätte. Aber ich hatte darunter nicht zu leiden, im Gegenteil, ich hatte dabei einen ganz schönen Verdienst, lernte auch eine ganze andere, mir völlig neue Welt kennen, hatte Erlebnisse und Erfahrungen, die bleibenden Wert für mich hatten.

## Bau von artesischen Brunnen

Im Jahre 1886 hörte ich von Jakob Willms in Halbstadt, dass ein Engländer namens Winning im Charkow'schen Gouvernement<sup>28</sup> artesische Brunnen herstellt, so genannt nach der französischen Grafschaft Artois, wo zum ersten Mal solche Brunnen gemacht wurden, die aus einer Tiefe von 100 bis 200 Metern ausgezeichnetes Wasser lieferten. Aber schon in geringeren Tiefen wurde ein gutes Trinkwasser gefunden, das, wenn erschlossen, sich ebenso wie das tiefere Wasser ohne mechanische Mittel selbsttätig bis über die Erdoberfläche erhob.

Das war etwas für mich. Ich reiste nach Charkow, wo gerade in der Stadt selbst an einem solchen Bohrbrunnen größeren Stils gearbeitet wurde. Ich sah den Arbeiten längere Zeit zu, erkundigte mich auch unauffällig danach, wo die Werkzeuge repariert werden, wenn es nötig war. Das konnte ich auch alles erfahren und suchte nun die betreffende Werkstätte auf, erfuhr dort den Preis der einzelnen Werkzeuge und des Gestänges und so bestellte ich mir zunächst einmal zwei Stoßbohrer und etwa 60 Meter Gestänge, dazu die notwendigen Schlüssel und die anderen Hilfs-



Funktionsweise eines artesischen Brunnens.

werkzeuge. Dann bestellte ich bei meinem Lieferanten einige Hundert Fuß dreizölliger Röhren, und als alles beisammen war, ging ich daran, auf unserem Hof einen artesischen Brunnen zu machen. Das war natürlich nicht so einfach, und es kostete mich allerhand Kopfzerbrechen, bis es einigermaßen klappte, aber allmählich kam ich dahinter, wie die verschiedenen Arbeiten am besten zu machen waren. Zwar ging es nur langsam vorwärts, und es gab mancherlei Zwischenfälle, die die Arbeit hemmten, aber nach etwa zweiwöchiger Arbeit hatten wir in einer Tiefe von 110 Fuß Wasser erschlossen, das, wenn auch nur ganz schwach, etwa einen Meter über die Oberfläche aus der Röhre floss. Durch Einsetzen einer Pumpe konnte dann aber in einigen Tagen, nachdem Schlamm und Sand aus dem Bohrloch herausgepumpt waren, schon reichlich Wasser gefördert werden. Das Wasser war ganz vorzüglich, sowohl zum Genuss als auch zum Waschen.

Versuche mit der Pumpe ergaben, dass dies Wasser bis zu acht Fuß unter der Erdoberfläche so viel Druck hatte, dass die Pumpe voll arbeiten konnte. Nun hatte ich zur Vorarbeit bereits einen Brunnenschacht von etwa zwölf Fuß Tiefe ausgehoben. Ich senkte darauf die Brunnenröhre so tief bis etwa acht Fuß unter der Erdoberfläche und, wie erwartet, floss das Wasser nun ziemlich reichlich aus der Röhre – nach meiner Schätzung etwa 250 bis 300 Liter in der Stunde, und das genügte vollkommen für einen Haushalt, selbst für einen größeren Bauernhof. Nun sperrte ich zunächst das Wasser ab, indem ich eine längere Röhre aufschraubte, über die der Druck des Wassers nicht hinausreichte, und ließ dann ein rundes Bassin, zirka zehn Fuß tief, mit Zement um die Brunnenröhre herum herstellen, dann ließ ich das Wasser laufen. Das Bassin füllte sich ziemlich rasch bis zu einer gewissen Höhe, dann ging es langsamer, stieg dann aber nach einigen Stunden fast bis zur Erdoberfläche. Angestellte Messungen ergaben, dass der Zufluss in Höhe der Erdoberfläche nur noch ein ganz geringer war. Ich ließ darum zwei Fuß unter der Erdoberfläche ein Abflussrohr in das Bassin einbauen, machte außerhalb des Bassins ein Bohrloch bis zum Grundwasser, und so konnte das überflüssige artesische Wasser zum Grundwasser abfließen.

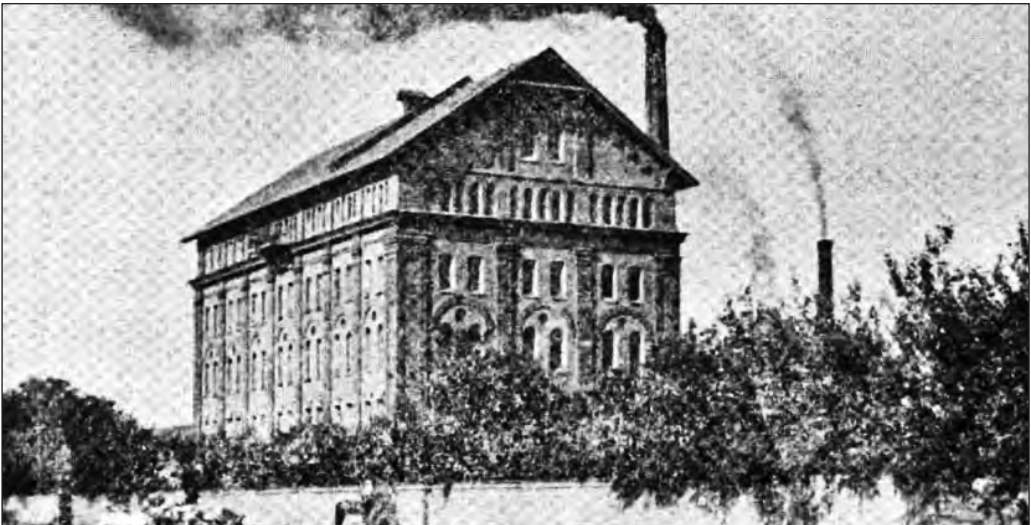
<sup>28</sup> Das 1835 gegründete Gouvernement Charkow lag östlich des Gouvernements Jekaterinoslaw.

ßen. Man konnte nun mit einem Eimer ganz bequem ohne alle anderen Hilfsmittel Wasser aus dem Bassin schöpfen, was außerordentlich bequem war. Von allen Seiten kamen nun die Leute herbei, um den neuen Brunnen zu sehen. Viele äußerten den Wunsch, auch solche Brunnen zu besitzen, doch hinderte der Preis, der für einen Durchschnittsbauern zu hoch war – der Selbstkostenpreis war etwa 350 Rbl. – manchen daran, seinen Wunsch zur Ausführung zu bringen.

Den nächsten Brunnen machte ich bald darauf in Halbstadt bei Heinrich Willms' Dampf-mühle. Die Arbeit ging schon besser vonstatten, der Brunnen wurde etwas tiefer als der unsrige in Prischib und das Wasser hatte etwas weniger Druck, es kam nur ganz schwach bis gegen die Erdoberfläche, sodass kein laufender Brunnen daraus wurde, sondern das Wasser mit der Pumpe gefördert werden musste. Den dritten Brunnen stellte ich dann wieder in Prischib her, und zwar bei Martin Glöckler. Im Gegensatz zu den ersten beiden Brunnen, wo die wasserführende Erdschicht aus blauem, mit Sand durchsetzten Ton bestand, erschloss sich hier das Wasser reichlicher und leichter, da der wasserführende Grund fast reiner bläulicher Sand war. Dieser Sand machte mir aber viel zu schaffen, da er sich mit dem Wasser hob und die Brunnenröhre verstopfte. Ich stellte eine Pumpe an mit bis zum Grund führenden Röhren und ließ fleißig pum-pen. Durch Nachspülen reinen Wassers konnte

ich die Pumpe vor dem Versanden schützen, und die förderte zusammen mit dem Wasser eine Menge Sand zutage. Diese Arbeit musste wochenlang fortgesetzt werden, bis sich das Wasser endlich so weit geklärt hatte, dass man es benutzen konnte. Dieser Brunnen machte mir große Mühe, aber ich habe auch viel gelernt an ihm, und ich hatte schließlich die Freude, dass es ein sehr guter wasserreicher Brunnen wurde und, wie sich in der Folge zeigte, dass es der beste aller von mir hergestellten flachen Brunnen war. Er funktioniert bis zum heutigen Tage noch ebensogut wie im Jahre 1886, dem Jahr seiner Herstellung.

Mit dem Bau dieser artesischen Brunnen hatte ich mir eine schöne Erwerbsquelle erschlossen, ich fertigte in den folgenden Jahren in der Molotschna-Niederung noch eine ansehnliche Anzahl solcher Brunnen, es dürften annähernd 50 bis 60 gewesen sein. Versuche, solche Brunnen auch in höheren Lagen zu machen, misslangen. Anfänglich machte ich mir genaue Aufzeichnungen über die beim Bau eines Brunnens durchbohrten Erdschichten und deren Mächtigkeit. Auch sammelte ich von jeder Erdschicht Proben, die ich mit den nötigen Daten versah. Das war insoweit für mich sehr wichtig, als ich hierdurch bei ferneren Bohrungen schon immer Schlüsse ziehen konnte, wann ich beim Bohren auf artesisches Wasser kommen muss. Häufig traf ich auch unmittelbar in der wasserführenden Sandschicht



Die Dampf-mühle von Heinrich Willms in Halbstadt.

auf Muscheln, ganz besonders stark war die Muschelschicht in einem, bei Peter Willms, Halbstadt, gefertigten Brunnen. Der Bohrer brachte größtenteils nur Bruchstücke von Muscheln zutage, aber gerade beim Bau dieses Brunnens gewann ich einige fast ganz unversehrte Muscheln, darunter eine besonders schöne und gut erhaltene in der Größe eines 2-Mark-Stückes.

Um jene Zeit machte ein Gelehrter, Professor Sokolow vom Geologischen Institut in St. Petersburg, geologische Untersuchungen im Taurischen Gouvernement und kam auch nach Prischib, wo er im Beamtenquartier beim alten Johann Glöckler abgestiegen war.<sup>29</sup> Er hatte irgendwo erfahren, dass in Prischib jemand artesischen Brunnen bohrt, und dafür hatte er großes Interesse. Er ließ mich zu sich bitten, was mich etwas stolz machte, ich fürchtete schon, ob es nicht vielleicht strafbar ist, dass ich ohne behördliche Erlaubnis die Bohrungen machte. Aber nichts dergleichen. Ich fand einen lebenswürdigen Mann mittleren Alters vor, der gemütlich beim Tee saß und auch mich sofort zu einem Glas Tee einlud. Dann sprach er vom Zweck seines Aufenthalts in Südrussland und speziell in der Molotschna Gegend und ging dann auf die Bedeutung der Erschließung artesischen Wassers für unser wasserarmes Gebiet über. Dabei sprach er sein Bedauern aus, dass der Engländer Winning ihm gar nichts für die geologische Erforschung bieten konnte, da er keine Sammlungen von Bohrgut bei seinen Bohrungen gemacht habe, die Aufschluss über die Bodenbeschaffenheit hätten geben können. Schließlich fragte er mich, ob ich wohl etwas Bohrgut gesammelt hätte. Als ich das bejahte und mich erbot, ihm sogleich meine Sammlungen zu zeigen, war es sehr erfreut. Ich ging, es war ja nur ein paar Hundert Schritte zu gehen, nach Hause und holte einige meiner Sammlungen, die er mit großem Interesse besichtigte und mir gleichzeitig die Erdformation erklärte. Seine besondere Aufmerksamkeit widmete er den Muscheln und erklärte mir, dass einst vor Jahrtausenden hier das Sarmatische Meer war, und dass diese Muscheln vom Meeresboden dieses Meeres seien. Er bat mich um Überlassung dieser Sammlungen, worauf ich natürlich bereitwilligst einging und ihm auf seinen Wunsch dieselben wohlverpackt nach St. Petersburg sandte.

Wir hatten dann noch mehrere Male längere Unterredungen, er machte auch Untersuchungen am Prischiber Sandberg an der Kirche, dann reiste er ab nach St. Petersburg.

Es verging einige Zeit, da bekam ich eines schönen Tages ein großes amtliches Schreiben aus St. Petersburg. Es war ein Dankes- und Anerkennungsschreiben des Kaiserlichen Geologischen Instituts für die aufschlussreichen Mitteilungen an Professor Sokolow über meine Bohrungen und für die überlassene Sammlung. Nach Ablauf etwa eines Jahres bekam ich dann von Prof. S., mit einer Widmung versehen, sein Buch über seine geologischen Forschungen und Untersuchungen zugesandt. In den Abschnitten, die sich auf die Molotschna-Gegend bezogen, erwähnte er mich wiederholt mit Namen als diejenige Person, die allein ihm aufschlussreiche Mitteilungen aus den Ergebnissen der Bohrungen gemacht habe. Dies Buch ist mir leider, wie so vieles andere, durch den Weltkrieg verloren gegangen.

## Weitere Bohrungen

Nachdem ich gute Erfahrungen im Bau artesischer Brunnen geringer Tiefe gesammelt hatte, kaufte ich mir eine Winde mit Stahldrahtseil und ergänzte das Bohrzeug, sodass ich nun auch Tiefbohrungen machen konnte. Den ersten Versuch machte ich wieder auf unserem eigenen Hof, und er gelang über Erwarten gut. In deren Tiefe von etwa 225 Meter erschloss sich eine wasserhaltige Schicht, die schönes weiches Wasser in reichlicher Menge führte, welches mit starkem Druck selbsttätig in einer Menge von zirka 5000 Litern in der Stunde einen Meter über der Erdoberfläche ausfloss. Ich sah mich darum genötigt, das viele überschüssige Wasser in einem unter der Straße durchgeführten Kanal in den Garten und von dort in einen Graben bis zur Molotschna abzuleiten.

So schön dieser laufende Brunnen an und für sich für uns war, so brachte er doch auch recht viele Unbequemlichkeiten mit sich. Fast alle vorbeifahrenden Fuhrleute machten auf der Straße Halt und tränkten ihre Pferde aus unserem Brunnen. Da es sich hierbei täglich um Hunderte von

<sup>29</sup> Es handelt sich hier vermutlich um den Geologen Nikolaj A. Sokolov (1856 bis 1907).

Fuhren handelte, die Waren vom Bahnhof Prischib nach Tokmak und umgekehrt führten, und da diese Fuhrwerke häufig nachts Aufenthalt für längere Zeit nahmen und ihre Pferde fütterten, wodurch die ganze Straße verstellt und ziemlich viel Lärm verursacht wurde, hatten wir keine reine Freude an dem Brunnen. Durch ganz energische Maßnahmen konnte ich allerdings die größten Übelstände abstellen, aber ganz beseitigen konnte ich sie nicht.

Solch tiefe Bohrungen habe ich nur wenige gemacht, etwa zehn bis zwölf im ganzen, darunter mehrere in der Krim und vier im Kaukasus, die letzteren auf der mennonitischen Ansiedlung am Terek. Dort wurde ein außerordentlich wasserreicher Brunnen erbohrt, er gab stündlich rund 18000 Liter Wasser, sodass eine nahegelegene Erdvertiefung in kürzester Frist in einen See verwandelt wurde. An der Molotschna, wo in späteren Jahren auch von anderen Unternehmern Brunnen gebohrt wurden, führte man das überflüssige Wasser in große Tümpel auf den Wiesen und legte da Fischteiche an, besonders wurden Karpfen und Karauschen gezogen. Die Beschäftigung mit dem Brunnengeschäft befriedigte mich aber auf die Dauer nicht. Aus diesen und anderen Gründen, auf die ich später zu sprechen komme, gab ich dies Geschäft ganz auf, trotzdem ich damit recht guten materiellen Erfolg gehabt hatte.

## Verwandtschaftliche Verhältnisse

Wenn ich nun auch etwas vom gesellschaftlichen Leben aus jener Zeit erwähnen will, so muss ich zunächst etwas über unsere nächsten Verwandten sagen, die zum Teil in Prischib selbst, zum Teil auswärts wohnhaft waren. Die Verwandtschaft geht ausschließlich von mütterlicher Seite aus, alle Geschwister meines Vaters – bis auf die älteste Schwester, Eva-Dorothea, die in Deutschland verblieb und an einen Schullehrer Bez verheiratet war und kinderlos starb – wanderten nach Nordamerika aus, und ich habe keine unmittelbaren Ver-

wandten von väterlicher Seite kennengelernt, nur den oben genannten Lehrer Bez, den ich im Jahre 1890 als sehr alten, schon schwachsinnigen Mann gelegentlich einer Deutschlandreise in Dusslingen aufsuchte und kennenlernte.

Meine Mutter Karoline geb. Heinrich war das älteste Kind ihrer Eltern und hatte fünf Geschwister: Gottlieb, Elias, Christine, Friedrich und Dorothea. Ihr ältester Bruder Gottlieb verließ in jungen Jahren – ich glaube 18-jährig – das elterliche Haus, um bei dem Gutsbesitzer Lebrecht Linke, auf dessen Gut Jewgenjevka im Chers. Gouv. die Gutswirtschaft zu erlernen. Dieser Linke war nämlich verheiratet mit Ignazia Herr, Tochter des Dr. Herr in Prischib, dessen Haus, wie anfangs schon erwähnt, mein Vater nach dem Tode Herrs gekauft hatte und das dann mein Elternhaus wurde. Linke hatte vor allem damals eine weit berühmte Schafzucht, und Onkel Gottlieb erlernte dort die Schafzucht als auch die Landwirtschaft im Großen. Nachdem er zusammen mit einem anderen Landwirt ein Pachtgut übernommen und einige Zeit bewirtschaftet hatte, verheiratete er sich 1868 mit Dorothea August, Tochter des Baumeisters Friedrich August in Tschapli (Askania Nova), dem großen Falz-Fein'schen Gut im Dnjeprow'schen Kreise.<sup>30</sup> Durch diese Verheiratung lernte ihn der Gutsbesitzer Eduard Iwanowitsch Falz-Fein kennen und stellte ihn in seine Dienste ein, er wurde Verwalter des Falz-Fein'schen Gutes Dornburg, das etwa 25 Kilometer von Tschapli entfernt war.<sup>31</sup> Auf diesem Gut erblickte ihr erstes Kind, Emilie-Elisabeth, das Licht der Welt. Ich erinnere mich, dass ich mit meinen Eltern und Onkel Elias Heinrich mit dem Verdeckwagen zu Besuch von Prischib nach Dornburg gefahren waren, ich mag so ungefähr zehn Jahre alt gewesen sein, das Kind lag noch in der Wiege. In späteren Jahren wurde Onkel Gottlieb Hauptverwalter auf dem Stammgut Tschapli. Auch dort war ich einmal zu Besuch, dann waren aber schon mehr Kinder da, und Emilie war schon ein kleiner lustiger Wildfang, den ich auf den Knien schaukelte und reiten ließ. Dort lernte ich auch die Eltern von Tante Dor-

<sup>30</sup> Das landwirtschaftliche Gut Askania Nova wurde 1828 von Herzog Ferdinand von Anhalt-Köthen (1769 bis 1830) als Kolonie für Schafzucht gegründet. Es wurde 1856 von dem deutsch-russischen Gutsbesitzer Friedrich Fein (1794 bis 1864) gekauft. Sein Urenkel Friedrich von Falz-Fein (1863 bis 1920) beschränkte sich nicht mehr auf die Schaf- und Pferdezucht, sondern richtete auf dem Gut einen botanischen Garten und Tierpark ein. Es ist heute das älteste Naturschutzgebiet in der Ukraine.

<sup>31</sup> Eduard Falz-Fein (1839 bis 1883) war der Vater von Friedrich von Falz-Fein.



Name mir entfallen ist. Ein dritter Sohn Karl ist im Knabenalter beim Baden in der Molotschna ertrunken.

Onkel Friedrich war winters ein sehr häufiger Gast bei uns, da er sehr gerne las, wozu in der Buchhandlung stets Gelegenheit war. Dabei hatte er die Gewohnheit, ein beliebiges Buch, das ihm gerade in die Hände kam, aufzuschlagen und von der geöffneten Stelle an im Buche zu lesen, und zwar stundenlang ohne ein Wort zu sprechen, und mit der Mütze auf dem Kopf. Überhaupt war er recht unzeremoniell, das Grüßen war zum Beispiel nicht seine Sache. Selten kam bei seinem Erscheinen so etwas wie ein Gruß über seine Lippen, man musste aber die Ohren gut spitzen, um es zu vernehmen. Aber er war ein sehr tüchtiger und fortgeschrittener Landwirt, der erste Bauer in Prischib. Er hatte die besten Pferde, die auch sein Stolz waren und seine Äcker auf dem Feld zeichneten sich vor anderen aus. Er war mehrere Jahre Dorfältester in Prischib und starb im Jahre 1922 im Alter von etwa 73 Jahren.

Onkel Elias hatte sich auf dem Gut bei Kachowka recht gut emporgearbeitet und kaufte später ein größeres Gut im Jekat. Gouv., wo er auch starb. Er hinterließ seinen fünf Söhnen ein ansehnliches Vermögen, sie bewirtschafteten mit ihrer Mutter das Gut auch weiterhin. Sehr viel Verkehr hatten Onkel Elias und seine Familie mit Prischib nicht, sodass wir uns ziemlich fremd geworden waren; ich habe eigentlich nur den ältesten Vetter Lebrecht etwas mehr kennengelernt, da er einige Jahre die Zentralschule in Prischib besuchte. Tante Christine verheiratete sich mit Friedrich Seitz, Blaufärber in Prischib. Die Familie des Onkels Seitz war dadurch sehr bekannt geworden, dass eine Schwester von ihm an Dr. Herr in Prischib und eine andere an den Gutsbesitzer Friedrich Vaatz, der im Cherson'schen Gouv. ein Gut besaß und ein bekannter Schafzüchter war, verheiratet waren. Neben der Blaufärberei betrieb Onkel Seitz auch etwas Landwirtschaft, er besaß eine sogenannte Kleinwirtschaft mit 12 Dess. Land. Als jedoch Onkel Gottlieb die väterliche Wirtschaft, die er von den Brüdern Elias und Friedrich übernommen hatte, nach Ablauf etwa eines Jahres dem Onkel Seitz zu günstigen Bedingungen zum Kauf anbot, da kaufte er sie und ließ die Blaufärberei eingehen. Seine Hofstelle mit 12 Dess. Land verkaufte er an Jakob Rieger, von Rieger ging die Hofstelle samt

Land an Jakob Dinkel über, und diesem kaufte ich das Land im Jahre 1917 ab.

Mit Onkel und Tante Seitz hatten sowohl meine Eltern als nachher auch wir recht viel Verkehr. Der Onkel soll in jüngeren Jahren ein sehr lustiger und flotter Kumpan gewesen sein, wo es eine Tanzgelegenheit gab, da war er dabei. Aber auch später, als er schon verheiratet war, blieb er seinem Temperament treu. Er war kein Spielverderber, und lachen konnte er, dass es eine Freude war. Wir Kinder hatten darum Onkel und auch Tante Seitz sehr gerne. Nachdem er die Heinrich'sche Wirtschaft gekauft hatte, legte er sich auch einen kleinen Weingarten an mit ganz ausgezeichneten Traubensorten. Er hatte eine Sorte „Roten Muskat“ und eine Sorte „Gutedel“, wie ich bessere Trauben niemals, auch nicht an der Südküste der Krim, gegessen habe. Nur gab er seine Trauben, die er sorgsam hütete, nicht gerne her. Er zog es vor, Wein daraus zu keltern und ihn zu trinken. Wirtschaftlich kam Onkel Seitz aber nicht besonders gut vorwärts, es lag wohl zum Teil daran, dass er doch eigentlich auch kein rechter Bauer war. So säte er zum Beispiel immer noch Rotweizen, seinen Sommerweizen, zu einer Zeit, als längst alle Bauern zu dem viel vorteilhafteren Winterweizen übergegangen waren – und zwar, weil der Rotweizen in den langen Jahren seiner Anpflanzung längst stark ausgeartet war und nur noch ganz schlechten Ertrag gab. Genauso konservativ verhielt er sich auch zu den landwirtschaftlichen Maschinen und Geräten.

Die Tante Seitz war eine gute Seele und hatte allerhand Mühe, ihre sechs Kinder ordentlich durchzubringen. Die älteste Tochter Karoline verheiratete sich an Friedrich Keller, Lehrer der deutschen Sprache an der Zentralschule in Prischib. Pauline heiratete den Landwirt Adolf Kubitz, Christine ihren Vetter, den Gutsbesitzer August Vaatz, und die jüngste Tochter Antonie heiratete den Schlosser Hermann Hooge in Halbstadt. Die beiden ältesten Söhne Fritz, verheiratet mit Olga Moss und Karl, verheiratet mit Sofie Bolz, blieben auf der elterlichen Wirtschaft, der jüngste Sohn Albert ging zu seinem Schwager August Vaatz, um sich dort in der Landwirtschaft auszubilden. Tante Seitz starb etwa im Jahre 1910, der Onkel Seitz aber überlebte sie um zehn Jahre, er starb im Jahre 1920.

Die jüngste Schwester meiner Mutter, Dorothea, verheiratete sich, wie schon früher erwähnt,



mit dem Buchbinder Julius Schilling, der bei meinem Vater das Handwerk erlernt hatte. Soviel ich mich erinnern kann, waren bei Schillings vier Kinder. Der älteste Sohn hieß Viktor, eine anderer Lebrecht, und die älteste Tochter hieß Rosalie, die mit dem Lehrer Rossmann verheiratet war. Die jüngste Tochter hieß Ludmilla. Meine geringe Kenntnis der Schilling'schen Familienverhältnisse kommt daher, dass wir fast keinen Familienverkehr hatten, da Schillings weit abseits jeder Bahnverbindung wohnten, sodass man sie nur mit dem Fuhrwerk erreichen konnte. Wohl kam Onkel Schilling selbst jährlich ein- bis zweimal in geschäftlichen Angelegenheiten nach Prischib und Halbstadt, hin und wieder kam auch die Tante Dorle mit. In jüngeren Jahren war ich auch einmal mit meinen Eltern zu Besuch bei Schillings in Grunau, das war aber auch so ziemlich alles. Wir Kinder hatten uns gegenseitig nicht so recht kennengelernt, es war ähnlich wie bei der Familie des Onkel Elias. Nur einmal kam ich noch mit der Familie zusammen, und das war etwa Ende der 1890er-Jahre, zu Viktors Hochzeit, die in Ebenfeld im Dongebiet stattfand. Der Onkel hatte sich dort angekauft und ein stattliches großes Haus erbaut. Die 60 Dess. Land bewirtschaftete er zusammen seinem ältesten Sohn Viktor, der dann mit seiner jungen Frau auch im elterlichen Haus wohnte. Als wir Russland im Jahre 1918 verließen, lebten Tante und Onkel Schilling noch, ihr weiteres Schicksal ist mir nicht bekannt geworden.

Von sonstigen Verwandten, die wir von großmütterlicher Seite hatten, kann ich nur noch Theodor und Ludwig Krämer in Altmontal erwähnen, Söhne von Großmutter's Bruder Ludwig. Diese beiden besuchten uns und auch wir sie hin und wieder, sie lieferten uns Butter, Eier und Geflügel für den Haushalt, welche Produkte wir uns häufig selbst dort abholten. Sie waren dort gut und billiger zu haben als in Prischib. Beide lebten noch, als wir Russland verließen, inzwischen sind beide verstorben.

## Gute Freunde

Außer den bereits erwähnten Jugend- und Schulfreunden hatte ich noch zwei sehr gute

Freunde, die etwas jünger waren als ich. Das waren Küsterlehrer Friedrich Blank, der Sohn meines Lehrers und Paten Blank, und Friedrich Ullmann, der Sohn unseres Nachbarn Phillip Ullmann. Beide hörten auf den Namen „Fritz“. Mit keinem meiner sonstigen Freude und Bekannten hatte ich intimere Beziehungen als mit diesen beiden grundverschiedenen Menschen, die selbst zueinander keine nennenswerten Beziehungen hatten und nur selten einmal zusammenkamen. Jedenfalls hat man uns als Trio wohl niemals beisammen gesehen.

Mit Blank war ich schon durch die Freundschaft zwischen unseren Eltern früh befreundet. Er war etwa drei bis vier Jahre jünger als ich. Nach dem Besuch in der Dorfschule kam er aber zu seiner Ausbildung nach Jekaterinenstadt an der Wolga, wo Pastor Schomburg eine Lehranstalt leitete, in welcher hauptsächlich Pastoren- und Lehrersöhne für das theologische Studium vorbereitet wurden. Auch Fritz Blank sollte Pastor werden. Als dann aber sein Vater starb, noch ehe er zum Eintritt in die Dorpater Universität fertig vorgebildet war, kam er ins Elternhaus zurück, da ein Weiterlernen aus wirtschaftlichen Gründen nach dem Ableben seines Vaters nicht mehr möglich war. Dazu kam, dass ihm auf Vorschlag des Pastors von der Gemeinde der väterliche Posten des Küsters und Organisten an der Prischiber Kirche angeboten wurde, trotzdem er noch sehr jung – etwa 18, 19 Jahre alt – war. Von dieser Zeit ab, wo Blank wieder ganz in Prischib war, datiert eigentlich erst unsere nähere Bekanntschaft und Freundschaft. Trotzdem zwischen uns allmählich eine gewisse Rivalität entstanden war, die wohl nicht mit Unrecht auf unseren beiderseitigen Ehrgeiz, im Dorf eine Rolle zu spielen, zurückzuführen ist, waren wir lange Zeit sehr gute Freunde und verkehrten viel miteinander.

Charakteristisch für unsere Freundschaft und unseren Verkehr war, dass wir stets einander aufzogen und hechelten, ohne aber beleidigend zu werden. Wir hatten dafür auch die Namen „Hummel und Hahn“ erhalten, nach Gustav Freytags bekanntem Roman „Die verlorene Handschrift“.<sup>32</sup> Wer von uns beiden der Hummel und wer der Hahn war, hatten unsere Freunde gut erkannt, habe ich Blank doch die Liebe erwiesen, ihn mit

<sup>32</sup> Der Roman „Die verlorene Handschrift“ von Gustav Freytag (1816 bis 1895) erschien erstmals 1864 in Leipzig. In dem Roman, der überwiegend im Universitätsmilieu spielt, kommen zwei Familien mit Namen „Hummel“ und „Hahn“ vor.

einigen seiner Schwächen in meinen in Pfälzer-Mundart geschriebenen Schelmenstückchen „Dr Maischterschuss“ und „Die Symbaddiekur“ zu verewigen. Soweit diese Sachen bekannt wurden, haben sie viel Heiterkeit bereitet, doch wurde nur das erstere Stückchen weiteren Kreisen durch Veröffentlichung im Molotschnaer Volkskalender 1914 bekannt.<sup>33</sup> Das Letztere habe ich im Druck nicht veröffentlicht. Erst in späteren Jahren, als die Gegensätze der Heine-Glöckler'schen und der Schaad-Dillman'schen Parteien immer größer wurden, trübte sich auch unsere Freundschaft, denn Blank neigte dank verwandtschaftlicher Beziehungen mehr zur Heine-Glöckler'schen Partei.



Titelblatt des im Verlag von Gottlieb Schaad herausgegebenen „Illustrierten Molotschnaer Volks-Kalenders für die deutschen Ansiedler in Süd-Rußland“ (Ausgabe von 1914).

Der andere meiner intimen Freunde, Fritz Ullmann, war etwas jünger als Blank. Er hatte, wie auch ich, seinen Vater früh verloren und sah sich vor die Aufgabe gestellt, mit seiner Mutter und seinen Schwestern – einen Bruder hatte er nicht

– die väterliche Landwirtschaft weiterzuführen. Als Nachbarskinder kamen wir ohnehin ja ziemlich häufig in Berührung. Als dann der Altersunterschied sich im späteren Alter immer mehr ausglich, wurden wir sehr gute Freunde. Trotzdem er nur die Dorfschule genossen hatte, war er geistig gut entwickelt, wozu nicht wenig unsere Leihbibliothek beitrug, deren rund 1000 Bände er im Laufe der Jahre wohl so ziemlich alle gelesen hatte. Im Herbst waren wir häufig auf der Hasen- und Rebhühnerjagd sowie an den Winterabenden beim Kartenspiel und im Frühsommer beim Fischangeln beisammen. Man nannte uns in Freundeskreisen „die Unzertrennlichen“. In den dorfpolitischen Kämpfen war er mir ein treuer Kampfgenosse, der mit voller Überzeugung zu der von mir erstrebten „Reinigung“ unseres Gebietsamts von der Heine'schen Besetzung stand. Durch sein freundliches, geselliges Wesen und durch seinen ausgeprägten Gerechtigkeitssinn war er im Dorfe mit jedermann gut Freund. Wohl mit keinem meiner Freunde habe ich so viel verkehrt als mit ihm, und niemals ist unser freundschaftliches Verhältnis auch nur durch einen Schatten getrübt worden.

## Vereinswesen

Im Jahre 1884 oder 1885 siedelte auch Ernst Rougemont, mein bekannter Uhrmacher aus Odessa, nach Prischib über, um sich da selbstständig zu machen. Er war jung verheiratet, ich hatte ihm im Nachbarhause bei Ullmanns vorläufig zwei Zimmer besorgt, und so eröffnete er seine Uhrmacherwerkstätte mit kleinem Uhrenhandel in unserer unmittelbaren Nachbarschaft. Als sich später eine in geschäftlicher Beziehung geeignetere Wohnung an der Ecke zwischen Johann Dillmann und der alten Zentralschule bot, siedelte er nach dort über. Durch Rougemont, der samt seiner Frau sehr für Geselligkeit war, wurde bei uns das Vereinswesen belebt. Bislang bestand in Prischib keinerlei geselliger Verein. Wohl hatten wir ein Männergesangskränzchen, das im Hause des alten Fritz Dillmann sich winters einmal wöchentlich zusammenfand, und unter Leitung von Fritz Blank den Volksliedergesang pflegte – ein eigentlicher Verein

<sup>33</sup> Der „Illustrierte Molotschnaer Volks-Kalender für die deutschen Ansiedler in Süd-Rußland“ erschien seit 1881 im Verlag von Gottlieb Schaad.

# Regensburger Liederkranz.

Sammlung  
ausgewählter vierstimmiger Lieder  
mit Nachtrag.

Partitur.

Neunzehnte Auflage.

Aufs neue sorgfältig durchgesehen

von

Ludwig Liebe.

Regensburg, 1897.

Alfred Coppenrath's Verlag (H. Paweletz).

XX-3571

Titelblatt der Liedersammlung des Regensburger Liederkranzes (Ausgabe von 1897).

war es aber nicht. Auch bestand in Prischib schon von alters her ein gemischter Kirchenchor, der auch von Blank als dem Küster und Organisten geleitet wurde. Der Männergesang wurde durch Rougemonts Dazukommen sehr belebt. Wir schafften uns den „Regensburger Liederkranz“ an, nach welchem wir bereits in Odessa gesungen hatten.<sup>34</sup> Unser Kreis zog bald mehr Sangesfreudige an. Wir hielten hin und wieder Familiabend ab, an welchen außer Gesang auch komische Vorträge geboten sowie komische Trios und Quartette gesungen wurden. Diese Abende verliefen immer sehr nett und anregend.

Einige Jahre später begründeten Rougemont und ich einen Radfahrverein unter dem Namen „Molotschnaer Radfahrverein“. Als die von mir ausgearbeiteten Statuten von der Behörde bestä-

tigt waren, pachtete ich von der Dorfgemeinde Prischib ein geeignetes Grundstück in der Nähe der Plantagen, unmittelbar unter Wilhelm Prieb's Garten, zur Anlage eines Zyklodroms. Mit viel Liebe zur Sache richteten wir uns den Platz für unsere Zwecke ein. Das ganze Grundstück – etwa ein halbes Dess. groß – wurde mit einem hohen palisadenartigen Zaun eingefriedet. In der Mitte des länglichen Platzes wurde die Rennbahn auf gewachsenem Boden hergerichtet, auf den freien Stellen rundum wurden einige Hundert Akazienbäume angepflanzt, was wir beide persönlich besorgten. Da der Verein damals noch so gut wie gar keine Mittel hatte, so musste ich die Kosten selbst tragen, und – es mag hier gleich erwähnt sein – ich habe davon nur wenig zurückbekommen. Da die Rennbahn nicht zementiert war (das wäre zu teu-

<sup>34</sup> Vgl. dazu Fußnote 21.

er gewesen für uns), musste sie häufig, jedenfalls aber vor jedem größeren Rennen frisch gewalzt und mit einer Lehmsschicht betragen werden, was Russenfrauen aus Tokmak meisterhaft machten. Wir veranstalteten öffentliche Radrennen mit Eintrittsgeld fürs Publikum, und eine Reihe von Jahren blühte und gedieh der Radfahrverein, in welchem sich alles, was sportliebend war, Jugend und Alter, aus Prischib, Halbstadt und der näheren Umgebung zusammenfand. Ich war natürlich auch Radfahrer, beteiligte mich im Allgemeinen aber nicht an den Rennen, nur einmal nahm ich an einem Dauerrennen teil und erzielte den zweiten Preis.

Der Erfolg, den ich mit der Gründung des Radfahrvereins hatte, ließ meinem Freund Blank keine Ruhe, dem Radfahrverein war er nicht beigetreten, er fuhr auch nicht Rad. Das Männergesangskränzchen war durch den Radfahrverein so ziemlich eingeschlafen, umso mehr, als ihm eigentlich die Organisation fehlte. Da wurde ich eines schönen Tages überrascht, Blank habe einen Gesangverein gegründet! Wie sich herausstellte, hatte er 12 bis 15 Personen, die zum Teil dem Kränzchen schon angehört hatten, zu einer Besprechung einberufen und auf seinen Vorschlag wurde der „Prischiber Gesangverein“ gegründet. Um ja nicht in seinen Gründungsprivilegien durch mich irgendwie beeinträchtigt zu werden, hatte er die Sache ganz heimlich gemacht und mich überhaupt nicht dazu eingeladen. Als dann der Verein gegründet und die Statuten bestätigt waren, erging auch an mich die Aufforderung zum Beitritt – ich blieb dem Verein jedoch fern.

Nicht nur ich, sondern auch viele andere konnten die Notwendigkeit zweier Vereine in Prischib nicht einsehen – denn schließlich waren doch nicht so viele Vereinsliebhaber vorhanden, dass jeder dieser Vereine aus eigenen Mitgliedern lebensfähig gewesen wäre. Es mussten also von einem zum anderen Verein Mitglieder herangezogen werden, die dann auf zwei Stellen Unkosten zu tragen hatten. Die Reibereien zwischen den Vereinen blieben dann auch nicht aus, zum Schaden beider Vereine. Der Radfahrverein hatte in seiner Blütezeit sozusagen die gesamte Intelligenz zu Mitgliedern, etwa 200 an der Zahl. Der Gesangverein aber hatte niemals mehr als 25 bis 30 Mitglieder. Beide Vereine konnten sich aber auf die Dauer nicht halten, die Begeisterung für den Radfahrersport und das Radfahren überhaupt hatte

sehr nachgelassen, da doch die Wege im Allgemeinen sehr schlecht und häufig für Fahrräder ganz unbefahrbar waren.

Dazu kamen noch andere unliebsame Dinge, die auch mein Interesse erlahmen ließen, und so konnte es nicht ausbleiben, dass es mit dem Vereinswesen rückwärtsging. Gegen meine bessere Einsicht hatte sich im Radfahrverein die Meinung durchgesetzt – auch Rougemont war der Ansicht –, dass wir, um Publikum heranzuziehen, ein ständiges Buffet in unserem Lokal unterhalten müssten. In der Hoffnung, damit das Vereinsleben reger zu gestalten und dadurch besser prosperieren zu können, vereinigten sich schließlich die beiden Vereine und mieteten bei Wilhelm Prieb ein gemeinsames Lokal (nachmals domizilierte der Konsumverein darin), in dem auch ein Billard aufgestellt wurde. Tatsächlich erhielt das gesellschaftliche Leben hierdurch wieder einen Aufschwung. Wie ich es aber befürchtet hatte, so kam es auch. Es gab Trinkgelage und an Familienabenden wurde gleichfalls ziemlich viel getrunken. Die Gesellschaftsabende, die gewöhnlich Sonnabendabend stattfanden, zogen sich häufig so weit in den Sonntag hinein, dass die Leute schon zur Kirche gingen, wenn die angeheiterte Gesellschaft auseinanderging. Da ich nie ein Freund solcher Gelage war, und da es sich überhaupt mit meinen Ansichten und meiner gesellschaftlichen Stellung nicht vertrug, so etwas in leitender Stellung mitzumachen, legte ich den Vorsitz, den ich seit Gründung des Vereins innehatte, nieder. Der Verein hielt sich noch einige Jahre, es ging aber immer weiter bergab, bis er dann, so etwa um die Jahrhundertwende, vollständig einging. Mit der Schilderung dieser Vereinsache bis zum Schluss bin ich in der Zeit weit vorausgekommen. Ich habe später noch mehr vom gesellschaftlichen Leben zu sagen, kehre jetzt aber zurück bis zum Jahre 1887.

## Erbeilung

Bis zum ersten Juli dieses Jahres führte ich das väterliche Geschäft für Rechnung der ganzen Familie ohne jedes Entgelt für mich. Nur was ich für Kleider, Schuhe und so weiter brauchte, wurde, wie auch für Mutter und Schwestern, die im Hause waren, aus der Geschäftskasse bestritten. Die beiden Brüder, Friedrich und Albert, die, wie

schon erwähnt, auswärts zur Ausbildung weilten, erhielten monatlich Geldbeträge, die verbucht und ihnen später bei der Erbteilung in Anrechnung gebracht wurden. Mittlerweile war ich 28 Jahre alt geworden und musste doch daran denken, eine eigene Familie zu gründen. In den verfloßenen sechs Jahren seit Vaters Tod hatte ich mit Erfolg gearbeitet, namentlich, wie schon erwähnt, hatte ich mit dem Pumpen- und Brunnengeschäft ganz gut verdient, sodass nach Ansicht aller Beteiligten eine Erbteilung stattfinden konnte.

Onkel Seitz und Onkel Friedrich Heinrich wurden als Vertreter für die drei unmündigen Schwestern Lebrechtine, Emma und Olga berufen. Außerdem waren alle Erbbeteiligten, für die verstorbene Schwester Emilie, ihr Mann Karl Schendel sowie die Schwäger Hermann Borm und Friedrich Bossert zugegen. Nachdem die Erbmasse festgestellt worden war, einigte man sich leicht über alle anderen Fragen. Insbesondere wurde zunächst festgelegt, dass ich das Haus und Geschäft übernehmen soll und dass Mutter und die drei Schwestern – Erstere für Lebzeit, Letztere bis zu ihrer Volljährigkeit oder Verheiratung – im elterlichen Hause bleiben und auch von mir gepflegt werden sollten. Unter Berücksichtigung dieser Umstände wurde mir Haus und Hof verhältnismäßig billig um 2 200 Rubel in Anschlag gebracht. Der Mutter wurden diejenigen Möbel, die sie zu haben wünschte, überlassen. Alles andere, Haus und Hof, Buchhandel und Buchbinderei, Pumpen und Zubehör sowie sämtliche Außenstände übernahm ich. Nach Abzug der vorhandenen Geschäftsschulden und Hinzurechnung der Vorleistungen an die Schwestern Marie und Christine und die Brüder Friedrich und Albert, wurde ein Vermögen von 10 500 Rubel festgestellt. Da meine Brüder jeder bereits annähernd das ganze Erbe zum Studium verbraucht hatten, so hätten diese beiden, sofern wir Geschwister unter uns ganz gleich geteilt hätten, gar nichts mehr erhalten. Andererseits sollte aber auch ich, der ich das Geschäft mit großen Ausständen übernehmen sollte, etwas günstiger als die Schwestern gestellt sein, umso mehr, als ich ohnehin mit der verhältnismäßig großen Schuldenlast schwer zu tun haben würde. So entschloss man sich, dass wir Brüder jeder das Doppelte von dem, was jede Schwester erbe, bekommen sollten.

Da vollständige Einigkeit zwischen allen Beteiligten bestand, so wurde folgendermaßen geteilt:

Die Erbmasse wurde in 15 Teile zu 700 Rubel geteilt. Davon erhielt die Mutter drei Teile, die Brüder jeder zwei Teile und die Schwestern jede einen Teil – mit anderen Worten, die Mutter erhielt 2 100 Rubel, die Brüder jeder 1 400 Rubel, die Schwestern jede 700 Rubel. Infolge dieser unseren Verhältnissen durchaus gerecht werdenden Teilungsart erhielten meine Brüder jeder noch 200 Rubel, die Erben Schendel noch rund 500 Rubel, Marie 437 Rubel und Christine 376 Rubel. Die Guthaben der Miterben hatte ich mit sechs Prozent zu verzinsen, auch übernahm ich die Verpflichtung, im Laufe der nächsten zwei Jahre auf dem Grabhügel unseres Vaters einen Grabstein im Werte bis zu 80 Rubel zu erstellen. Ich hatte also eine ganz respektable Schuldenlast übernommen, es kamen ja auch noch die Geschäftsschulden dazu, die allerdings durch die Ausstände mehr als gedeckt waren. Das Schöne bei unserer Erbschaftsteilung war, dass vollständige Harmonie herrschte, auch nicht der geringste Misston kam dabei auf. Schwager Bossert schrieb den Teilungsakt nieder – er ist mir erhalten geblieben –, alle unterschrieben ihn, und niemals ist von irgendeiner Seite dagegen Widerspruch erhoben worden.

Rein äußerlich blieb bei uns im Hause alles ganz unverändert. Wir lebten genauso weiter wie auch bisher. Die Mutter führte mithilfe der Schwestern den Haushalt in gewohnter Weise weiter, und wir alle lebten in demselben guten Einvernehmen weiter, wie es auch früher der Fall war. Der ganze Unterschied war nur in der geschäftlichen Buchführung, da die von nun ab auf meinen Namen ging. Ich arbeitete in der gewohnten Weise weiter, dehnte namentlich das Brunnengeschäft immer mehr aus. Den Brüdern zahlte ich ihr Guthaben sehr bald aus, da sie es nötig hatten. Auch den verheirateten Schwestern konnte ich im Laufe der ersten Jahre meiner eigenen Geschäftsführung ihr Guthaben ausbezahlen, nur die Guthaben der Mutter und der drei im Haus befindlichen Schwestern blieben längere Zeit verzinslich bei mir stehen. Ich kann sagen, dass ich Glück hatte bei allem, was ich anfasste, und dass sich deshalb schon in den ersten Jahren meine Schulden bedeutend verringert hatten. Ich kam, wie man zu sagen pflegt, vorwärts.

Auch in den Gemeindeangelegenheiten hatte ich mit meinen Freunden einen Erfolg zu verbuchen. Friedrich Heine jr. musste seine Stellung als

Lehrer der russischen Sprache an der Prischiber Zentralschule aufgeben; er ging nach Tarutino in Bessarabien als Lehrer an einer dortigen Schule. Mein Jugendfreund Karl Glöckler, der auch kurze Zeit an der Zentralschule wirkte und sich mit der zweiten Tochter des Oberlehrers Heinrichs verheiratet hatte, fiel dem Reinigungsprozess zum Opfer, er wurde dann vorübergehend Lehrer der russischen Sprache an der Prischiber Dorfschule, erhielt dann aber einen Ruf als Lehrer der deutschen Sprache an das Gymnasium nach Berdjansk, wo er viele Jahre bis zu seinem Tode wirkte. Das gute Freundschaftsverhältnis, das aus früherer Jugend uns verbunden hatte, wurde durch seine Verheiratung etwas getrübt, da er in den Heine'schen Kreis kam. Immerhin aber blieben wir Freunde, und ich war auch zu einem seiner Kinder Pate geworden.

## Hochzeit von Jakob Schwartz

Mein Freund Jakob Schwartz hatte sich inzwischen mit Anna Matthias, Tochter des verstorbenen Kaufmanns Johann Matthias in Berdjansk, verheiratet. Ich war als Brautführer eingeladen und fuhr mit seinem älteren Bruder Johann, der in Prischib wohnte, und mit der Tochter Elisabeth des alten Fritz Dillmann verheiratet war, mit Pferdewerk nach Berdjansk. Mit uns fuhren die beiden etwa 6- und 8-jährigen Töchterchen des Johann Schwartz, Eugenie und Emma, und als wir in Nogaisk einige Stunden Station machten, damit der Fuhrmann seine Pferde füttern konnte, legten wir uns an geeigneter Stelle ins Gras. Die beiden Mädels rechts und links von mir liegend, entdeckten mit einem Mal an meinen Schläfen graue Haare und bemühten sich nun, die alle auszureißen, was weniger erfolgreich als schmerzhaft war. Mir ist dieser Zwischenfall so lebhaft in Erinnerung geblieben durch die Feststellung, dass sich bei mir in so jungen Jahren bereits graue Haare zeigten.

Die Familie Matthias war sehr wohlhabend, besaß Weinberge auf dem Gut Copsell in der Krim und hatte in Berdjansk einen großen Weinhandel unter der Firma „Wwe. Matthias & Söhne“. Die Firma hatte einen guten Ruf und war nicht nur die größte deutsche Firma in Berdjansk, sondern eine der größten Handelsfirmen der Stadt überhaupt. Auch war sie im Bezirk, besonders in den deutschen Kolonien, wohl bekannt.

Der verstorbene Johann Matthias hatte mit den deutschen Kolonisten einen ausgebreiteten Weizenhandel, der wohl auch den Grund zu seinem Wohlstand gelegt hatte. Die Witwe Matthias lebte mit ihren Kindern jedoch verhältnismäßig einfach in einem alten unmodernen niedrigen Hause. Die Hochzeitsgesellschaft war nur klein, die Tafel wurde auf dem Hofe angerichtet, da die Räumlichkeiten der Wohnung hierfür nicht genügten. Als Brautschwester hatte ich die jüngere Schwester der Braut, Emilie, ein recht zartes, mittelgroßes Fräuleinchen. Aber sie tanzte gut und gerne, so dass wir uns bald befreundeten. Doch wurde dieses Vergnügen nur kurze Zeit gehuldigt. Schwartz reiste bald nach dem Essen mit seiner jungen Frau mit dem Schiff ab nach Taganrog, wo er die Stellung des Prokureursgehilfen (Towarischtsch Prokurora) innehatte. Unter den Gästen war auch unser gemeinsamer Freund Adam Walter, der auch Brautführer war. Im Gegensatz zu den Gepflogenheiten bei den Hochzeiten in den deutschen Dörfern an der Molotschna, wo mindestens zwei bis drei Tage gefestet wurde, endigte diese Hochzeitsfeier schon am gleichen Tage abends, etwa fünf bis sechs Stunden nach der Trauung. Es war aber doch ganz nett gewesen. Am nächsten Tage gegen Mittag machte ich eine Abschiedsvisite bei der Familie Matthias und dann fuhren wir wieder ab, zurück nach Prischib.

Schwartz blieb nach seiner Verheiratung noch ein Jahr auf dem Posten in Taganrog. Die Firma „Wwe. Matthias und Söhne“ hatte sich entschlossen, eine landwirtschaftliche Maschinenfabrik zu eröffnen, und da sollte Schwartz Mitarbeiter werden. Namentlich sollte er alle juristischen und Bankarbeiten bearbeiten. So siedelte er denn nach Berdjansk über und übernahm diesen Posten. Bald wurde er von der Stadt als Abgeordneter in die Kreislandschaft gewählt und weiterhin wurde er dann Mitglied der Landschaftsverwaltung (Tschlenn semskoj uprawy). Trotzdem behielt er seine Stellung in der Fabrik, bei der er allerdings nicht mehr die notwendige Sorgfalt widmen konnte.

## Werdegang der Brüder Fritz und Albert

Meine beiden Brüder hatten auch ihre Studien beendet, Albert früher als Fritz, der wohl erst 1891 oder 1892 das Polytechnikum in Riga als

Maschineningenieur beendete. Er erhielt dann Stellung als Ingenieur der Kesselfabrik Fitzner und Gamper in Jekaterinoslaw.<sup>35</sup> Bruder Albert beendete die medizinische Fakultät der Universität Charkow „mit Auszeichnung“ (Lekar slotlitschjem), wurde dann einige Zeit in das Cholera-gebiet im Donezbasin verpflichtet, und als die Epidemie nachgelassen hatte, wurde er Militärarzt, stand mehrere Jahre in der Festung Bobruisk an der Westgrenze, später in Lublin. Dann kam er als Leibarzt des Generalgouverneurs Mussin-Puschkin nach Odessa. Als in dieser Zeit Zar Nikolaus II. einen Sommermonat an der Südküste der Krim im Schloss Livadia verbrachte, musste auch Mussin-Puschkin am kaiserlichen Hofe anwesend sein, und so kam Albert für diese Zeit in

unmittelbare Nähe des Zaren.<sup>36</sup> Als die kaiserliche Familie dann nach St. Petersburg zurückreiste, musste auch Mussin-Puschkin und mit ihm Albert im kaiserlichen Zug von Sebastopol bis St. Petersburg mitreisen. Er schrieb mir aus dem Zug einen Brief auf Postpapier mit dem kaiserlichen Wappen, wie es im Zuge zur Verfügung stand. Da bei solchen Gelegenheiten vom Zar Geschenke ausgeteilt werden, so erhielt auch Albert ein Paar sehr schöne goldene Manschettenknöpfe mit dem Wappen und Namenszug des Kaisers.

Während ihres Studiums hatte ich meinen Brüdern nach Möglichkeit geholfen. Albert konnte mir die vorgestreckten Beträge sehr bald zurückerzahlen, er war von jeher sparsam und ging mit seinen knappen Mitteln sehr haushälterisch



Die russische Zarenfamilie kurz vor dem Ersten Weltkrieg.

<sup>35</sup> Wilhelm Fitzner (1833 bis 1905) gründete 1881 mit Konrad Gamper (1849 bis 1899) die Kesselfabrik Fitzner und Gamper mit Standort in Sosnowitz in Schlesien. Vermutlich arbeitete Fritz Schaad in einem Zweigwerk in Jekaterinoslaw.

<sup>36</sup> Seit 1861 war Schloss Livadija auf der Krim die Sommerresidenz der russischen Zarenfamilie. 1910/11 wurde ein heute noch vorhandenes neues Schloss im maurischen Stil erbaut. Darin fand von 4. bis 11. Februar 1945 die Konferenz von Jalta statt. Zar Nikolaus II. (1868 bis 1918) wurde am 17. Juli 1918 mit seiner gesamten Familie von den Bolschewiki ermordet.

um. Wir verstanden uns zu allen Zeiten immer sehr gut. Wir haben auch viel gleiche Charakteranlagen. Mit Bruder Fritz war das anders. Er war im Gegensatz zu uns sehr phlegmatisch veranlagt: „Komm ich nicht heute, so komme ich morgen“ war so etwa seine Lebensphilosophie. Was habe ich mich doch manchmal über ihn geärgert wegen seiner Langschläferei, wenn er in den Ferien zu Hause war. Er schlief meistens nicht nur bis in den Tag hinein, sondern er brachte es fertig, noch wesentlich länger zu liegen. Da ich selbst immer gerne früh aufstand, so habe ich mit Fritz des Öfteren wegen seiner Trägheit Krach bekommen, ihn auch manchmal kurzerhand aus dem Bett geworfen mit dem Resultat, dass er dann auf dem Fußboden liegen blieb und weiterschlieft. „Dazu sind die Ferien, dass man sich recht ausschlafen kann“, sagte er. Dass bei seinem Charakter auch sein Studium nur langsam vorwärtsging, ist nur natürlich. Wenn ich nicht irre, hat er 14 Semester in Riga zugebracht. Dabei war er ein durchaus begabter Mensch. Für Mathematik war er besonders befähigt. Sein langes Studium griff mir mehr in die Tasche, als für mich gut war. Zurückzahlen konnte er mir das

Geld – mehr als 2000 Rbl. – überhaupt nicht. Noch eine kleine Episode fällt mir ein, die trefflich passt zu seiner Charakterisierung. Beide Brüder waren wieder einmal zusammen bei uns in den Sommerferien. Es gab „Knöpfe und Kartoffeln“ zum Mittagessen, ihre Liebesspeise, die sie lange nicht mehr gegessen hatten. Albert ließ beim Essen die Bemerkung fallen, dass man eigentlich zwei Kauwerkzeuge haben sollte, um schneller essen zu können. Fritz schaute ihn mit mitleidigem Lächeln an und sagte nur: „Und Du kaust sie?“

In Riga hatte Bruder Fritz die Bekanntschaft einer bereits alternden geschiedenen Frau v. Pitkevitch gemacht, die es fertig brachte, unseren gutmütigen Fritz in ihre Fesseln zu schlagen. Wir hatten seine nachmalige Frau schon kennengelernt, als Fritz noch in Riga studierte und sie einmal zum Sommeraufenthalt mit nach Prischib brachte. Wir wussten damals nichts davon, dass zwischen beiden intime Beziehungen bestanden, besonders sympathisch war die Frau uns jedenfalls nicht. Als dann eines Tages unzweifelhafte Merkmale beobachtet wurden, dass ein Liebesverhältnis zwischen den beiden besteht, war es be-



Blick auf Riga zum Ende des 19. Jahrhunderts.



sonders meine Mutter, die ganz besonders energisch von dieser Frau abrückte. Sie reiste denn auch bald nach fast zweimonatlichem Aufenthalt nach Riga ab. Als Fritz endlich seine Studien beendet hatte, heiratete er diese Frau (unsere Mutter war inzwischen gestorben), die ihm außer drei Söhnen im Alter von 10 bis 15 Jahren nichts mitbrachte. Ich war als Einziger aus unserer Familie bei seiner Trauung in Riga anwesend, eine eigentliche Hochzeitsfeier fand nicht statt. Da mein Bruder Fritz bereits im Jahre 1914 gestorben ist, will ich hier gleich das sagen, was abschließend von ihm noch gesagt werden muss.

Obschon er bei seinem überaus gutmütigen Charakter mit seiner Frau ganz gut lebte, kann ich doch nicht sagen, dass es eine glückliche Ehe gewesen wäre. Für eine solche war der Altersunterschied zwischen beiden viel zu groß – sie war über 40 Jahre alt, während Fritz etwa 30 Jahre zählte, als er sie heiratete. Er ein junger, kräftiger Mann – sie eine mit Frauenleiden behaftete alte Frau, die sich und ihre Söhne in eine gesicherte Position bringen wollte. Die Erziehung dieser drei Söhne belastete meinen Bruder natürlich besonders stark. Obwohl er in der Kesselfabrik von Fitzer und Gamper eine ganz schöne Gage hatte, reichte diese nicht aus, für die an ihn gestellten Ansprüche, sodass er stets in Geldverlegenheiten war. Er besuchte uns in Prischib des Öfteren, und unsere ältesten Kinder, die ihn noch kennengelernt hatten, liebten ihn und er sie sehr. Er war überhaupt ein großer Kinderfreund und konnte stundenlang mit ihnen spielen. Im Jahre 1907 zeigte sich bei ihm eine eigentümliche Krankheitserscheinung des Gehirns, die sich darin äußerte, dass er ganz wirre, zusammenhanglose Reden führte, die sich um das Liebesleben drehten, wobei er Ausdrücke gebrauchte, die man gar nicht von ihm gewöhnt war. Dieser Zustand verschlimmerte sich je länger desto mehr, sodass ich mich zu einer Aussprache mit Bruder Albert veranlasst sah, der ja Arzt ist. Und da erfuhr ich denn auch sogleich, worum es sich handelte. Während seiner Studienzeit in Riga hatte er sich eine Geschlechtskrankheit zugezogen, die, wie die Folge lehrte, nicht gut ausgeheilt worden war; uns war von dieser Krankheit nichts bekannt gewesen, Albert aber wusste davon.

Im Resultat unserer Aussprache musste ich aus Alberts Erklärungen leider erfahren, dass eine Heilung in diesem Stadium nicht mehr möglich ist,

und dass es bei fortschreitender Verschlimmerung notwendig werden wird, Fritz in einer Anstalt unterzubringen. Dazu kam es denn auch bald. Wir brachten ihn in die staatliche Irrenanstalt nach Kischinew. Albert übernahm es, diese schwere Mission auszuführen. Nach jahrelangem Siechtum, wobei die körperlichen Kräfte nur langsam schwanden, während sein Geist sich immer mehr und mehr umnachtete, wurde unser armer Bruder endlich im April 1914 von seinen Leiden durch den Tod erlöst. Seine Frau liquidierte, nachdem Fritz in die Anstalt verbracht worden war, den Haushalt in Jekaterinoslaw und ging mit ihren Söhnen nach Riga zurück. Ich habe niemals wieder etwas von ihr gehört. Beim Kischinewer evangelischen Pastor erkundigte sie sich hin und wieder nach dem Befinden ihres Mannes, sein Tod wurde ihr auch mitgeteilt. Nur einmal wandte sich ihr ältester Sohn Bruno an mich mit der Bitte um Geldunterstützung zum Studium in Deutschland, welcher Bitte ich nicht entsprechen konnte.

Da keine Mittel vorhanden waren, so trugen Schwester Lebrechtine, Albert und ich in angemessenen Teilen die gesamten Kosten für die Heilbehandlung unseres Bruders. Zu seiner Beerdigung in Kischinew waren aus Prischib die Schwestern Lebrechtine und Emma und ich, Albert aus Cherson und Schwester Olga mit ihrem Manne Heinrich Vaatz aus Golta gekommen. Von Kischinew reisten wir nach der Beerdigung allesamt nach Cherson, wo Bruder Albert damals Chefarzt des Hospitals vom Roten Kreuz war. Wir hielten uns dort zwei Tage auf und ließen uns fotografieren. Es wurden zwei Aufnahmen gemacht, eine von allen Verwandten, die anwesend waren, die andere wo nur wir fünf Geschwister drauf waren. Diese ausgezeichneten Fotografien sind heute noch in mehreren Exemplaren vorhanden.

## Besuch bei Verwandten

Wahre Feiertage waren es für mich immer, wenn ich Onkel Gottlieb besuchen konnte. Er war inzwischen Oberverwalter der Güter Gustav Falz-Feins mit dem Sitz in Preobraschenka geworden. Aus den kleinlichen Verhältnissen des Dorfes kam man da mit einem Mal in eine ganz andere Welt. Schon die Fahrt von der Eisenbahnstation Taganasch oder später Wschankoi bis

Preobraschenka, eine Entfernung von etwa 85 Kilometer, war ein Erlebnis. Der Bruder von Tante Dorchen, Karl August, war Verwalter des der Bahn zunächst gelegenen Gutes Tschirik, das auch unter der Oberleitung Onkel Gottliebs stand. Meinen Besuch meldete ich immer vorher brieflich an, und dann wurde von Tschirik ein Fuhrwerk zum 25 Kilometer entfernten Bahnhof geschickt, das mich abholte. Schon die Fahrt bis zu Onkel Karl – wie auch ich ihn nannte – ging in einem Tempo, wie man es sich bei den Prischiber Bauern nicht träumen ließ. Die Strecke wurde gewöhnlich in anderthalb Stunden zurückgelegt. Onkel Karl war unverheiratet, eine Haushälterin sorgte gut für sein leibliches Wohl, und nachdem eine solenne Mahlzeit eingenommen war, fuhr ein dreispänniges Fuhrwerk vor, und die Fahrt ging weiter nach Preobraschenka. Gewöhnlich fuhr Onkel Karl auch selbst mit, da er dort immer geschäftlich zu tun hatte. Eine dieser Fahrten haftet besonders klar in meiner Erinnerung, da sie alles bisher an Fahrtschnelligkeit Erlebte überbot.

Onkel Karl hatte drei prächtige junge Pferde, die noch nicht viel gefahren waren, einspannen lassen. Es wunderte mich, als mein Koffer hinausgetragen wurde in die Wagenremise, noch ehe eingespannt war – sonst fuhr das Fuhrwerk vor, und man stieg samt Gepäck ein. Auf meine diesbezügliche Frage sagte mir Onkel Karl, die Pferde seien noch jung, sehr scheu und ungeduldig, sodass, wenn sie erst mal eingespannt sind, losgefahren werden muss, und dass wir dann schon während der Fahrt aufsteigen müssen. Ich war ja gespannt, wie das nun kommen würde. Es währte nicht sehr lange, da schoss wie aus der Pistole ein Fuhrwerk aus der Wagenremise heraus. Auf dem Bock der Kutscher mit der dreispännigen Leine in den Händen. Auf den Sitzen zwei Gehilfen, die rechts und links von ihm die Leine zur Unterstützung mit angefasst hielten, und so ging es im hellen Kurier zum Hof hinaus, querfeldein. Wir hatten uns inzwischen vollständig reisefertig angezogen und nachdem das Gespann so etwa 10 bis 15 Minuten lang auf der Steppe herumgejagt war, kam es wieder zum Hof zurück, schon in etwas gemäßigerem Tempo, fuhr am Hauseingang so langsam als möglich vorbei und wir stiegen nun während der Fahrt so rasch als möglich auf. Die Stallgehilfen dagegen sprangen ab, und fort gings, als ob wir verfolgt würden! So wie damals bin ich weder früher und im späteren Leben je wieder gefahren. Wir legten die

gesamte Strecke von 60 Werst (etwas mehr als 60 Kilometer) in sage und schreibe dreieinhalb Stunden zurück. Nur zweimal wurde auf dem ganzen Wege für einige Minuten Halt gemacht, um die Pferde stallen zu lassen, und fort gings wieder in fast unverminderter Schnelligkeit. Das war keine Fahrt für ängstliche oder zaghafte Gemüter. Wenn da nicht alles am Wagen niet- und nagelfest, und das Pferdegeschirr und die Leine nicht in ganz erstklassiger Verfassung gewesen wären, hätte es uns schlecht ergehen können. Dem Kutscher mussten Onkel Karl und ich je und je die Leinen für einige Zeit abnehmen, damit er seine halb erstarrten Hände etwas ausruhen lassen konnte. Nach dem Geschilderten dürfte es verständlich sein, warum mir diese Fahrt in allen Einzelheiten so fest im Gedächtnis geblieben ist.

Das herrschaftliche Wohnhaus, das einem Schloss glich und im Volksmund auch das „Weiße Schloss“ genannt wurde, war sehr groß und geräumig, etwa 40 Wohnräume, und beherbergte auch den Oberverwalter mit seiner Familie sowie die Gutskanzlei. Die herrschaftlichen Räume waren mit allem Komfort ausgestattet, wurden aber nur sehr selten bewohnt, da der Gutsherr, Gustav Falz-Fein, fast immer im Ausland lebte. Er war ein sehr leutseliger, bei seinem ganzen Personal außerordentlich beliebter Herr. Es waren immer Festtage in Preobraschenka, wenn er mal auf einige Zeit dort lebte. In späteren Jahren, als sich Gustav Falz-Fein mit der Witwe seines verstorbenen Bruders Eduard, Sofie geborene Knauf verheiratet hatte, wurde für den Oberverwalter ein besonderes Haus erbaut.

Dies große Wohnhaus, in welchem Onkel Gottlieb dann mit Familie wohnte, hatte außerdem noch eine ganze Reihe von Fremdenzimmern, da häufig Kaufleute, Beamte und andere Persönlichkeiten, die geschäftlich auf dem Gut zu tun hatten, übernachten mussten. Ich kann mich nicht erinnern, jemals an Onkels Tisch gegessen zu haben, dass nicht auch noch Besucher, Verwaltersgehilfen oder Praktikanten zu Tisch waren. Unter anderem war auch der Boniteur, Eduard Föll, Sohn des Konsistorialrats Föll in Hochstädt und Bruder des Odessaer Paul Föll, ständiger Tischgast. Es war immer ein großer, voll besetzter Tisch, für den die Tante zu sorgen hatte; denn um diese Zeit – so gegen Ende der 1880er-Jahre – hatte Cousine Emilie zu ihrem einzigen Bruder auch bereits fünf Schwestern bekommen, sodass die Familie schon

allein eine stattliche Tischgesellschaft bildete. Im Hause ging es infolgedessen immer recht lebhaft her. Es fehlte weder an Abwechslung noch an Unterhaltung. Und wenn auch die Kinder alle viel jünger waren als ich, so konnte ich doch mit ihnen recht vergnügt sein. Getanzt wurde auch öfters einmal, und ganz besonders gerne tanzte ich mit Cousine Emilie, da sie gut tanzte und überhaupt sehr lebhaft war. Auch Onkel und Tante nahmen an der Vergnügung teil, und ich tanzte verschiedene Male mit Tante Dorchen, die damals schon etwas rundlich war.

Onkel fuhr gewöhnlich schon morgens in aller Frühe aus zur Güterinspektion, hatte er doch die Oberleitung über Güter im Umfang von etwa 65 000 Hektar. Wenn er da monatlich wenigstens einmal hineinsehen wollte, so musste er fast immer unterwegs sein. Oft fuhr ich mit ihm. Wenn er morgens um etwa fünf Uhr aufgestanden war, trat er hinaus auf die Treppe und es ertönte sein schrilles Pfeifchen in der Richtung zu den Stallungen, worauf sich sofort ein Stallknecht meldete, dem er den Befehl erteilte: „Einspannen.“ Er hatte für seinen persönlichen Gebrauch zu Dienstfahrten sechs Paare der besten Pferde im Stall stehen, die ihren Hafer wahrlich nicht umsonst zu fressen bekamen. Es wurde sodann rasch noch Kaffee oder Tee getrunken und ein kleiner Imbiss eingenommen, und schon stand das Dreigespann vor der Türe. Ich sage absichtlich nicht „Troika“, denn es war nicht ein Gespann, wie man es in Nordrussland hatte, wo in der Mitte zwischen zwei Deichseln und Duga ein guter Traber und rechts und links von ihm ohne Deichsel, die Köpfe nach auswärts gehalten, zwei Pferde beige-spannt waren, die ständig galoppierten, während das Pferd in der Mitte im Trab ging. Beim Dreigespann dagegen gingen zwei Pferde an der Deichsel und das dritte wurde seitwärts, gewöhnlich auf der linken Seite, beige-spannt. Sehr häufig, namentlich bei schlechten Wegen, wurde dann auch rechts noch das vierte Pferd zugespannt, und das Gespann hieß dann „Tschetwerik“ = Viergespann. Die Wagen, mit welchen Onkel fuhr, waren die gewöhnlichen Federwagen, „Droschki“ genannt, wie sie auch ganz besonders in den Kolonien gefahren wurden.

Nachdem wir aufgesessen waren, ging es dann auch gleich in scharfem Trab los, zunächst etwa eine Viertelstunde auf Wegen, dann aber auch bald querfeldein, wenn es galt, eine in der Nähe gesichtete Schafherde im Vorbeifahren zu inspi-

zieren. Die Falz-Fein'schen Schafherden bestanden immer aus 2 000 Stück mit einem Oberschäfer, zwei Gehilfen und fünf bis sechs Schäferhunden. Bei der Herde angekommen, umfuhren wir langsam die ganze Herde unter wütendem Gebell der Hundemeute. Wenn das geübte Auge Onkel Gottliebs in der Herde räumige Schafe entdeckte, so gab's ein Donnerwetter für die Hirten. Sofort mussten die Schäfer mit ihren Hakenstäben die kranken Schafe aus der Herde herausfangen, die sich durch Kratzen mit dem Hinterfuß verraten haben. Jeder Schäfer trug am Gürtel eine Flasche, in welcher sich eine ätzende Flüssigkeit befand, die mit einem Pinsel auf die infizierte Stelle aufgetragen wurde. Solchen Schafherden begegneten wir an einem Vormittag fünf bis acht, doch nicht überall gab es Anstände. Wenn wir dann den betreffenden Verwalter, in dessen Rayon sich räumige Schafe herausgestellt hatten, begegneten, oder ihn auf seinem Gutssitz antrafen, so bekam der auch allerhand zu hören, was ihm die sorglose Stimmung etwas beeinträchtigte, denn dessen unmittelbare Aufgabe war es, die Herden seines Rayons so eingehend zu kontrollieren, dass die Räude sich unter den Schafen nicht ausbreiten konnte. Wo sie trotzdem größeren Umfang annahm, wurde sofort mit dem Baden der Herden in Tabakjauche und sonstigen Mitteln energisch eingegriffen. Mann kann das gut verstehen, wenn man weiß, welch ungeheurer Schaden durch die Räude entstehen kann. Die Falz-Fein'sche Schafzucht war berühmt und in der ganzen Welt bekannt, sowohl durch ihren grossen Umfang – die Anzahl der Schafe auf allen Gütern der Familien Falz-Fein mag eine Million betragen haben – als auch durch die hohe Qualität der erzeugten Wolle. Die Schafzucht war auch bei Weitem der größte Zweig der Gutswirtschaft. Getreidebau sowie Pferde und Rindviehzucht kamen erst in zweiter Linie. Aber auch in der Pferdezucht wurde schon damals Hervorragendes geleistet. Bei den Rennen in Simferopol und in anderen Städten starteten stets eine Anzahl Falz-Fein'scher Pferde und holten erste Preise ein.

Manchmal fuhren wir nach so einer fünf- bis sechsständigen Inspektionsreise zu Mittag nach Hause, das heißt nach Preobraschenka zurück. Häufig aber kehrten wir erst am Abend heim. Irgendwo unterwegs wurde dann etwas gegessen, wenn es auskam bei einem Verwalter, wenn nicht bei einem Aufseher oder auch selbst manchmal

bei Hirten stärkten wir uns an einem einfachen Imbiss, bei dem Sauer Milch nicht fehlen durfte. Ein- bis zweimal wurden Pferde gewechselt, und bei so einer Rundreise legten wir gewiss nicht weniger als 100 bis 120 Kilometer zurück. Mit dem Kutscher sprach Onkel unterwegs kaum je ein Wort. Wollte er haben, dass nach links abgelenkt werden soll, so berührte er leicht mit der Hand dessen linke Seite oder umgekehrt die rechte Seite, wollte er haben, dass angehalten wird, so legte er dem Kutscher die Hand auf die Schulter, wo sie so lange blieb, bis er angehalten hatte. Sollte es dann wieder weitergehen, so gab er dem Kutscher einen leichten Klaps mit der Hand auf den Rücken. Für mich war es immer ein großes Vergnügen, solche Touren mitzumachen, aber sie erforderten auch recht, denn man wurde ordentlich durchgeschüttelt, ging es doch sehr häufig – wenn auch nicht über Stock und Stein, denn die gab es dort nicht – so doch über Löcher und Gräben und sonstige Unebenheiten der Steppe. Umso angenehmer war es dann wieder daheim. Da gab es ein gutes Abendbrot und die Tageserlebnisse wurden ausgetauscht. Ich habe viele frohe und angenehme Stunden und Tage bei den Verwandten verbracht und denke oft und gerne an die schöne Zeit zurück.

## Zeitvertreib beim Kartenspiel

Wenn ich dann wieder nach Prischib zurückgekommen war, in die kleinlichen, so eintönigen Verhältnisse, dann wollte es mir da gar nicht mehr gefallen. Es brauchte immer einige Zeit, bis ich mich wieder eingelebt hatte. Die Winterabende sind ja meistens mit Kartenspiel verbracht worden, zu welchem immer und überall Gelegenheit genug war. Ich verkehrte viel im gastfreien Hause der Witwe Apotheker Müller, wo das Kartenspiel als einziger Zeitvertreib so recht zu Hause war. Die Partner waren meistens dieselben: Provisor Kadigrob, der mit Adele Müller verheiratet war, Johann Trenkenschuh, Gebietschreiber in Halbstadt, Karl Glöckler und ich. In den späteren Jahren, als Provisor Alexander Schmalzen, der mit Olga Müller verheiratet war, Verwalter der Apotheke wurde, da Kadigrob sich eine Apotheke in

Melitopol gekauft hatte, kam dieser auch im Kartenspiel an Kadigrobs Stelle; ferner kam noch Nikolaus Müller, der einzige Sohn der Familie, der inzwischen herangewachsen war, sowie Küster Fritz Blank hinzu.

Wenn ich daran zurückdenke, wie viele Stunden ich mit dem Kartenspiel totgeschlagen habe, dann muss ich mich eigentlich wundern, dass ich nicht richtig verdummt und verbummelt bin. Aber damals war's schön, und man wurde durch die vorbildliche Gastfreundschaft der Familie so hereingezogen, wenn man einmal an einem Abend nicht dort war. Andererseits sagte aber auch Frau Müller, wenn man wirklich einmal ein paar Tage ausgeblieben war: „Na, wo stecken Sie denn, Sie lassen sich ja überhaupt nicht mehr sehen!“ Die interessanteste der ganzen Familie war ja die alte Frau Müller selbst. Sie stammte aus den baltischen Provinzen, sprach ein sehr schönes Deutsch und war eine gebildete, kluge Frau. Ich konnte mich ganz ausgezeichnet mit ihr unterhalten, war auch ihr ganz ausgesprochener Liebling. Dass ich in späteren Jahren Gelegenheit hatte, der lieben alten Frau einige gute Dienste zu erweisen, war mir eine große Befriedigung. Die zweitälteste Tochter, Alexandra, genannt Sascha, blieb lange unverheiratet. Sie war eine gute, sehr bescheidene Seele, die so ganz im Stillen wirkte, ganz im Gegensatz zu ihren Schwestern, die alles mitmachten, auch das Kartenspiel. Sie verheiratete sich schließlich mit einem Mennoniten, Johann Dück, der Bahnbeamter in Losowaja und ganz verrußt war. Seine Stellung in Losowaja gab er bald nach der Verheiratung auf und eröffnete am Bahnhof Prischib ein Speditions- und Kommissionsgeschäft, das darin bestand, eingetroffene Waren der Kaufleute in Prischib, Halbstadt, Groß-Tokmak und so weiter von der Bahn in Empfang zu nehmen und diesen Kaufleuten auf Pferdefuhren zuzustellen, andererseits aber auch die Erzeugnisse der Halbstädter und Tokmaker Fabriken weiterzubefördern. Dück war ein ganz gewiefter Geschäftsmann, hatte aber kein rechtes Sitzfleisch. Trotzdem das Geschäft seinen Mann gewiss nährte, blieb er ihm nicht treu, sondern unternahm nochmals etwas anderes, verstarb dann aber unerwartet früh. Seine Witwe mit der einzigen Tochter lebte dann in Melitopol.

[Fortsetzung folgt]